

<b>Zeitschrift:</b>	Zürcher Taschenbuch
<b>Herausgeber:</b>	Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
<b>Band:</b>	6 (1883)
<b>Artikel:</b>	Der religiöse und sittliche Zustand unsers Landvolkes vor, während und nach der Revolution
<b>Autor:</b>	Hess, P.D.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-984813">https://doi.org/10.5169/seals-984813</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der religiöse und sittliche Zustand unsers Landvolkes vor, während und nach der Revolution.

Von P. D. Hefl.

---

Die Neujahrsblätter des zürcherischen Waisenhauses von 1878—1880 haben aus der Feder des Hrn. Antistes Dr. Finsler eine höchst interessante Schilderung von „Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ gebracht. Staatliche und kirchliche Verhältnisse, häusliches und soziales Leben werden uns dort in gleich anschaulicher Weise vor die Augen geführt. Nur hinsichtlich der ländlichen Bevölkerung muß der Verfasser bemerken: „Eine Charakteristik des zürcherischen Landvolkes ließe sich nur auf Grund eingehender Spezialstudien geben, bei denen Allgemeines und Besonderes auseinanderzuhalten wäre.“

Zur Ausfüllung der erwähnten Lücke nun möchte dieser Aufsatz Einiges beitragen. Anspruch auf Vollständigkeit will und kann er nicht machen, da, wie es sich zeigen wird, die vorhandenen Quellen ungleichmäßige Auskunft über den ganzen Kanton geben; dagegen wird er dem Leser doch manches Neue bringen und ihm zuverlässige Auskunft geben über Verhältnisse, deren Kenntniß so vielfach eine bloß oberflächliche, ja unrichtige ist. In einer Zeit, wo auf der einen Seite so viel über den Niedergang des religiösen und sittlichen Lebens geklagt und auf der andern Seite eben so einseitig von dem Fortschritt unseres Jahrhunderts auf allen Gebieten geredet wird, ist es wohl nicht ohne Werth, die Vergangenheit mit ihren schönen und unschönen Zügen in's richtige Licht zu setzen, um damit eine unbefangene Beurtheilung derselben zu er-

möglichen und einseitiger optimistischer oder pessimistischer Beurtheilung unserer Zeit zu wehren.

Die vorliegende Arbeit will jedoch, wie der Titel besagt, noch weiter gehen, nämlich ein Urtheil über die interessante Frage ermöglichen, welchen Einfluß die Revolution auf das religiöse und sittliche Volksleben ausgeübt habe, und mit welchem Rechte man sie als den Wendepunkt für den Niedergang desselben ansehen dürfe.

Als Quellenmaterial ist von mir fast ausschließlich eine größere Anzahl von Aufsätzen benutzt worden, die j. B. im Schooße der zürcherischen asketischen Gesellschaft<sup>1)</sup> vorgetragen wurden oder unter ihren Mitgliedern zirkulirten. Von Geistlichen dürfen wir wohl am allermeisten Kenntniß des sittlichen und religiösen Zustandes in ihren Gemeinden voraussetzen, und die noch vielfach vorhandenen Reflexionen (meistens von früheren Pfarrern der betreffenden Gemeinde oder dann von geistlichen Nachbarn verfaßt), sowie die Zirkularbemerkungen sorgten ohnehin dafür, daß etwaige einseitige oder unvollständige Aufsätze die nötige Berichtigung erfuhrn.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem Leser, wo immer möglich, Gelegenheit zu geben, sich selber ein Urtheil zu bilden. Alles, was hiefür von Wichtigkeit ist, hat er gewissenhaft, vorwiegend mit den Worten des betreffenden Referenten, angeführt und Nichts verschwiegen, das von Bedeutung oder nicht bloße Wiederholung von bereits Gesagtem gewesen wäre. Aus dem gleichen Grunde hat er sich gehütet, viel eigene Bemerkungen einzuschalten. Eine übersichtliche Gruppierung, eine passende Auswahl aus dem Vorhandenen, hie und dort eine geschichtliche Erläuterung, eine Berichtigung, ein kurzer Hinweis oder Vergleich, eine gedrängte Zusammenstellung der Resultate möchte genügen. Dem Leser wird damit mehr gedient sein, als wenn die objektive Darstellung auf Schritt und Tritt mit subjektiven Reflexionen vermischt wäre.

<sup>1)</sup> Gegründet 1768 von einer Anzahl junger zürcherischer Geistlichen, zunächst zur Lösung pastoral-theologischer Fragen (vgl. die Festschrift zur Feier ihres hundertjährigen Jubiläums 1868, verfaßt von F. Meyer).

### I. Die Zeit vor der Revolution.

Es sind nicht mehr als zwei Jahrzehnte vor der Revolution, über die ich an Hand der genannten Quellen referiren kann. Ein kurzer Blick auf die ganze Zeit seit der Reformation möge jedoch den Leser zum Voraus etwas orientiren. Daß zur Zeit der Reformation das religiöse Interesse alle andern überwog und daß das Wort Gottes mit einem Eifer angehört und gelesen wurde, wie wir ihn seither vergebens suchten, ist bekannt. Den Grund davon suchen wir nicht sowohl in außerordentlichen Predigttalenten eines Zwingli und Leo Jud, als vielmehr in der überraschenden Neuheit des verkündigten Evangeliums. Kaum hatte es den Reiz der Neuheit etwas verloren, so begannen auch schon die Klagen über das Abnehmen des religiösen Interesses. Sittlich befriedigende Zustände können wir ja in der damaligen Zeit überhaupt noch nicht erwarten.

Schon in dem ersten allgemeinen Bußmandat von 1530 finden sich die Worte: „Es ist uns brichtet worden, wie Etlich, nit zu kleiner Verlezung der Kilchen Gottes, besonders an Enden, da täufserisch Gönner und Anhänger und derselben Verdacht sigen, wenig oder als vil als nimmer und etlich vast spat und etlich schon bei langer Weil zum Gottesdienst kommen, hie ußen unter den Thüren und Kilchhöfen stahn oder wohl alsbald unter der Predigt, andere Neppigkeit auszurichten, in Wirthshäusern sitzen bleiben. Zudem etlich unter denselben das Gottes-Wort und die Verkünder desselben verlachind und schmäichlich anziehend.“ Daran schließt sich dann die ernst-väterliche Ermahnung an Federmann, den Sonntagsgottesdienst regelmäßig zu besuchen und in Allem einen ehrbaren Christenwandel zu führen. Ähnliche Klagen, wie ähnliche wohlmeinende Mandate wurden im 16. Jahrhundert noch manchmal gehört.

Die Vorschriften haben Nichts geholfen. 1616 „ist die Verordnung desto mehr wiederholt worden, da leider, Gott erbarmis, von dem mehrentheils unsern Sätzungen nit Folg beschehen, sondern man nach unsrer verdorbnen Art in Sünden und Lastern ohne einige sondre Besserung, auch

über den leibigen Sterbet und andere Strafen, damit uns Gott zeithero heimgesucht, noch immerdar fürfahren. Es sind auch die Säzungen nit gehörig ghandhabt noch die Strafen gegen die Uebertreter fürgenommen worden.“ Es folgten neue Erlasse, welche ebenso die gute Absicht wie die Ohnmacht der Regierung zeigten, allgemeinen Kirchenbesuch und Heiligung des Sonntags zu erzielen. Selbst die Ordnung in der Kinderlehre war schwer zu handhaben. 1691 wird darum verfügt: Jeglicher der Hh. Pfarrer, und beim Grossmünster die Hh. Predikanten und Helfer, sollen in den Pfarrkirchen herumgehen und durch den Sigrist die, so Unzug treiben, zur Gebür weisen. 1692 muß auf dem Land das häufige Laufen an papistische Orte, gen Baden und Einsiedeln, verboten werden. 1693 werden die erwachsenen Personen ledigen Standes ernstlich zum Besuch der Kinderlehre ermahnt und erinnert, dieselbe, sowie das Abendgebet nicht zu Gewühl, Unwesen und Leichtsinn zu missbrauchen. Bezeichnend ist ferner, daß trotz aller Maßregeln der Obrigkeit, dem Missbrauch der Festnachtage zu wehren, dieser immer mehr überhand nahm und die Dekane darum 1640 Abschaffung der Nachtage an den drei hohen Festen und des Auffahrtsfestes oder dann Abstellung des Unwesens begehrten. Die Regierung wählte das Letztere, Ersteres aber blieb fortwährend eine offene Frage; noch 1790 wurde darüber berathschlagt<sup>1)</sup>.

Aus all' dem Gesagten können wir wohl zur Genüge schließen, daß religiöse Gleichgültigkeit und jugendliche Ungebundenheit schon damals weitverbreitet waren und nur durch den Zwang von Oben her im Zaum gehalten wurden. Anderseits muß es uns freuen, eine Regierung zu sehen, welche ihr Vertrauen auf Gott setzt und sich verpflichtet fühlt, den christlichen Geist zu mehren. — Mit Anfang des 18. Jahrhunderts verliert sich der feierliche, herzliche Ton der bisherigen Mandate mehr und mehr. Von 1706 an rügen sie beständig das unanständige Schwatzen unter Zudienung der Sakramente und Verrichtung des Gesanges, später auch während Predigt und Gebet, sowie das Hinauslaufen während des

---

<sup>1)</sup> Wirz, Geschichte des Kirchen- und Schulwesens Zürich. I. S. 45 ff.

Gesanges. 1723 wird getadelt, daß die Vorgesetzten auf dem Land sich dem Gottesdienst zu entziehen anfangen. Bald darauf leeren sich die Kirchen in auffälliger Weise, Ausschweifungen und Vergernisse am Sabath nehmen überhand.

Der Blick auf die ersten Jahrhunderte nach der Reformation wird demnach ein gemischtes Gefühl in uns wachrufen. Eine christlich gesinnte Obrigkeit, verhältnismäig volle Kirchen, der Wohlthätigkeitssinn, besonders gegen die Glaubensgenossen, sind entschiedene Vorzüge jener Zeit. Daneben bekommen wir den Eindruck, daß neben dem unter Kontrolle stehenden kirchlichen Leben das eigentlich religiöse bedeutend zurücktrat (woher sonst das ungebührliche Betragen in der Kirche sc.?). In sittlicher Beziehung stand es nicht besser. Schon Antistes Bullinger († 1575) klagt: „Am Trauungstage kommen Manche schon betrunken zur Kirche; bei der darauf folgenden Mahlzeit verthut man so viel, daß das Ehepaar  $\frac{1}{2}$  Jahr lang davon hätte leben können; auf dem Tanzplatz benehmen sich die Hochzeitsgäste, daß man glauben möchte, alle hätten die Schaam hinter die Ohren geschlagen, und sie begehen St. Veitstänze. Noch unmäßiger und unzüchtiger führt man sich bei dem Nachessen auf, und bis gegen den grauen Morgen kann dem Teufel nicht genug hofiert werden<sup>1)</sup>.“

Schon aus diesem Beispiel können wir auf große Röhheit der damaligen Sitten schließen. Weitere Belege hiefür sind die durch alle folgenden Jahrhunderte sich hindurchziehenden Mandate, in denen übermäßiges Trinken (besonders auf den städtischen Zunftstuben), Unzucht, gottloses Schwören, Hoffart, Zuchtlosigkeit der Jugend sc. immer und immer wieder gerügt und mit Strafen bedroht werden. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingetreten werden, dagegen ist nicht zu übersehen, was Meyer von Knonau berichtet<sup>2)</sup>: „Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erwachte ein frisches, kirchliches Leben, welches auch auf das häusliche wohlthätig zurückwirkte. Wurde man früher bei Versäumen

<sup>1)</sup> Meyer von Knonau, der Kanton Zürich, II, S. 154.

<sup>2)</sup> A. a. D. II, S. 173.

des öffentlichen Gottesdienstes das erste Mal vor den Pfarrer berufen, das zweite Mal vor den Kirchenstillstand gestellt und das dritte Mal der Obrigkeit zur Abstrafung verzeigt, so hob sich in der genannten Epoche ohne Zwang der Kirchenbesuch in solchem Grade, daß am Sonntage sämmtliche Glieder aller ehrbaren Haushaltungen, kleine Kinder und etwa eines der Erwachsenen ausgenommen, in das Haus des Herrn gingen. Konfirmirte Söhne und Töchter besuchten noch etliche Jahre die Kinderlehre, und man hörte sie oft sagen: „Ich verstehe Vieles erst jetzt recht, sie werden mir immer lieber“. Den Bet- und Bußtag beginnend mit vielem Ernst.“

Hören wir nun, inwiefern die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Bild frischen religiösen Lebens darbietet!

Im Jahr 1774 legte H. Goßwyl der asketischen Gesellschaft einen Aufsatz vor, betitelt: „Versuch einiger Bemerkungen über die Vorurtheile, die man bei den Landleuten in der Gegend um W. antrifft (Gemeinde Marthalen).“ Es ist der älteste der in meine Hände gekommenen Aufsätze und um so mehr einer gedrängten Wiedergabe werth, da im folgenden Jahr ein Anderer diesem Referenten entgegentrat. Unwissenheit und Aberglaube betrachtet der Verfasser als die größten Uebel; er stimmt dem Urtheil eines geistlichen Nachbars bei: „Die schlimmen Vorurtheile der Bauern, besonders die, so aus dem Aberglauben entspringen, verderben ihren Charakter mehr als der eifrigste Pfarrer mit langer Mühe wieder verbessern könne“. Die Bornirtheit der — ganz bäuerlichen — Bevölkerung geht so weit, daß der Bauer zum Pfarrer, nachdem dieser ihn in einer Sache völlig überzeugt zu haben glaubt, sagen kann: „Ihr habt recht, aber ich bleibe bei dem, was ich weiß und schon oft gethan habe“. Ein Vater schlug seinen Knaben, weil dieser vor dem Essen — nach Belehrung des Schullehrers — „Unser Vater“ und nicht „Vater unser“ betete. — Die Begriffe von Gott sind noch sehr sinnlich. Gott ist nach der Vorstellung vieler ein alter zorniger König, der seine größte Freude daran gefunden hätte, die Menschen ewig in der Hölle zu quälen, wenn nicht Christus gekommen wäre, sie zu erretten. — Das beste und unfehlbarste

Mittel, ewig selig zu werden, ist, wenn man sein Leben lang viel in der Bibel und im Gebetbuch gelesen, wenn man nicht dem Fluchen und Schwören ergeben gewesen. Gesetzt auch, man habe schlimm und bös in der Welt gelebt, wenn man nur noch in der letzten Stunde dem Pfarrer nachbetet und nachseufzt, so wird Niemand den Weg nach dem Himmel versperren. „Der Glaube an Jesum ist . . . oh! hievon haben sie gar keinen Begriff oder gewiß den schlechtesten, den man denken kann.“ (Verfasser schreibt wohl mit Recht die Hauptschuld dem mangelnden Religionsunterricht bei.) — Der Aberglaube ist noch groß. Die Mehrzahl glaubt, daß gewisse Leute besondere Kräfte besitzen, z. B. zu machen, daß eine Krankheit einen Andern angreife oder ausbleibe, daß der Dieb das Gestohlene wiederbringen müsse, daß die Kühne keine Milch geben, daßemand, der sie beleidigt, krumm oder lahmt werde. Durch Hülfe des Teufels und Zaubereien besitzen Manche Macht nicht nur über Menschen und Thiere, sondern auch über Sturm und Ungewitter. Hauptfächlich die Viehhärzte verstärken die Leute in ihrem Aberglauben. Die Vernünftigen lassen sich aber doch eines Bessern belehren. — Besonders ausgeprägt (doch keine Besonderheit; denn aus Schöflistorf wird dasselbe berichtet) ist eine Art Vorsehungsglaube, die an Mohammed erinnert. Die Leute glauben zuversichtlich, daß ihre Schicksale in diesem Leben von der Vorsehung so unbedingt bestimmt seien, daß Mittel zur Abwendung von Gefahren weder nötig noch erlaubt seien. Als eine epidemische Krankheit Viele auf's Krankenlager warf, ließen sich nur Wenige bereden, Arzneien zu nehmen, Andere gaben die bestimmte Antwort: „Muß ich an dieser Krankheit sterben, so hilft alle Arznei nichts, muß ich aber nicht daran sterben, so wird mich Gott ohne Arznei erhalten können, ich bedarf also keine“. Auch Kinder verweigerten jede Arznei, starben darum in großer Zahl, aber alle mit rührender Todesfreudigkeit. Zu den Kranken gingen die Leute ohne einiges Bedenken und Ekel und pflegten sie mit hingebendem Eifer; denn, sagten sie: „Wenn ich nicht frank werden muß, so kann ich ohne Gefahr abwarten, muß ich aber sterben, so würde ich gewiß auf das Bett gestreckt, wenn ich diese Krankheit nicht einmal ge-

rochen hätte". Das Nehmen von Präservativmitteln war als ein Trotzen gegen Gottes Strafe erschienen. — Auf den Umgang mit den Gotteshausleuten zu Rheinau ist zurückzuführen, daß manche katholische Anschauungen sich vorfinden, so von den Verdiensten der guten Werke, vom Fegefeuer etc. Gegen die Katholiken herrscht allgemeine Toleranz.

Ein Jahr früher sprach ein anderer Berichterstatter folgendes Urtheil über das Landvolk aus: „Der religiöse Zustand des Landmannes ist schlecht, seine Erkenntniß gering, zweifelhaft, unwirksam. Er sieht Betrug für Sünde an und übt ihn doch und findet die Tugend auch an Andern nicht schön. Eine großmuthige Handlung eines Landmannes in der letzten Theurung, die einigen Bauern erzählt worden, ward von Allen außer einem einzigen, als Thorheit veracht. Diese eigennützige Denkart der Landleute ist die Quelle ihrer Gefühllosigkeit und Laster und auch der sehr gemeinen Meinung, daß Niemand, als nur um seines Vortheiles willen, ehrlich sei“.

Nicht wahr, kein rosiges Bild? Aber auch kein vollständiges, sondern der Ergänzung sehr bedürftig, wenn es dem damaligen Landvolk gerecht werden soll. Diesem Gefühl gab schon im folgenden Jahr (1775) ein warmer Freund des Volkes Ausdruck: Vikar Brennwald zu Kloster, eines der eifrigsten Glieder der asketischen Gesellschaft, durch seinen Aufsatz, betitelt: „**E i n i g e g u t e Z ü g e a u s d e m C h a r a k t e r e i n e s T h e i l s d e s L a n d v o l k e s i n m e i n e r G e g e n d**“.

Der Verfasser bemerkt in der Einleitung: „Ich finde die beobachteten Vorurtheile und Laster auch in unserer Gegend mehr oder weniger eingewurzelt, und wo es nöthig wäre würde es ein Leichtes sein, jener Abhandlung noch ein starkes Supplement beizufügen, in welchem z. B. die Sauferei, die Unzucht, der oft bis zur Masterei getriebene Zorn des Bauern die vorzüglichsten Rubriken ausfüllen dürften. Allein das wären abermals nur Warzen — dergleichen sind nun für einmal genug gemalt, vielleicht gar durch mißlungene Züge des Malers ein bischen zu stark ausgedrückt. Wenn wir nicht auch die schönen Züge in das Porträt des Bauern bringen wollten, so wären wir wahrhaftig unbillige Maler.“ Der

Verfasser schickt auch die ausdrückliche Bemerkung voraus, daß er bloß von den eigentlichen Bauern rede, wie sie in der Stadt sozusagen gar nicht bekannt seien; von ihnen aber gelte: „So gewiß wir sie kennen, so gewiß werden sie uns lieb werden.“

Der Verfasser redet zunächst von dem Verstand des Bauern. Kultivirt ist er nicht, aber die guten, natürlichen Anlagen dazu fehlen nicht im Mindesten. Wer in die Landwirthschaft hineinsieht, wird den verständigen Bauer überall bemerken. Manche haben sich durch Fleiß und Verstand aus der Armut zur Wohlhabenheit emporgeschwungen, Andere sind sinnreich genug, fast alles nöthige Holzgeräth, Kleider, Schuhe zu ververtigen, ohne darüber den Feldbau zu vernachlässigen. „Es gibt Männer, die in kirchlichen, politischen und ökonomischen Sachen dem Seelsorger, dem Armen, dem Unterdrückten die klügsten und besten Räthe zu geben wissen, natürliche Theologen, die aus der Schönheit der Schöpfung sehr richtig auf das Dasein und die Vollkommenheit des Schöpfers schließen und ihre Meinung nach ihrer Art hitzig und tapfer genug durchzusetzen wissen. Man muß wegen mangelnden Mitteln Manchen an dem Pfluge sehen, der vielleicht eher auf das Ratheder oder in eine Künstlerakademie gehört hätte.“

„Wer die Bauern so schlechthin für ein religiös uniwissendes Volk ausgibt, der kennt sie nur halb. Viele, recht Viele kennen und glauben die Hauptlehren der Bibel aus mehr oder weniger starker Überzeugung. Ihre Begriffe werden immer geläuterter, der Würde der Religion gemäßer. Starke Reste von falschen Religionsbegriffen, von Aberglaupe und Intoleranz sind freilich vorhanden, von ihren Ahnen her haben sie oft erbärmliche Gebete; aber das Alles ist nicht so allgemein.“ In wohlthuendem Eifer schreibt darum der Volksfreund: „Gibt es doch in erleuchteten Städten noch alte Leutchen männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich vor Gespenstern und Hexen fürchten. Gibt es doch unter den Gelehrten selbst noch Bonzen! Gibt es überall noch Narren — so wundere ich mich eben nicht darüber, wenn es schon noch abergläubische, intollerante und dumme Bauern gibt.“

In Rücksicht auf das Herz ist der Bauernstand weit über den Stadtpöbel hinaufzusezen. Arbeit und Dürftigkeit sind eine Schutzwehr gegen gar viele Versuchungen. *R e d l i c h e G o t t e s f u r c h t* findet sich allezeit bei einem beträchtlichen Theil der Bauern. „Ich sehe den Bauer an den Sonntagen, bei übrigen Stunden der Woche und in den Winternächten sehr oft bei der Bibel sitzen — das hält er für Pflicht, wenn er gleich nicht recht liest. Ich kann ihn aber lehren recht lesen, und er wird mir viel eher Gehör geben, als der, so seine Bibel im Staub vermodern lässt oder gar darüber lacht. — Ich sehe ihn oft in der Kirche, nicht nur an den Sonntagen, sondern auch in den Wochenpredigten; — selten wird unsere Wochenpredigtstunde von weniger als 2—300 Personen besucht. Vielleicht ist es wahr, der Bauer macht ein opus operatum daraus. Allein welcher ist einer bessern Belehrung fähig — etwa der, der mich gar nie hört? — Ich weiß, daß kein Bauer, nein, kein Bauer sein Morgen- und Abendgebet versäumt. Vielleicht verrichtet er es schlecht genug; aber es ist doch ehrlich gemeint, und das dünt mich immer noch besser, als wenn er das Gebet für eine eckelhafte Beschwerde halten oder gar nie daran denken würde.“ Immerhin sind nicht Wenige beim Gottesdienst, Bibellesen und Gebet mit ihrem ganzen Herzen und frei von Vorurtheilen. Lebendige Frömmigkeit und wahres Gottvertrauen zeigen sich besonders an Krankenbetten. Der Verfasser führt hiefür einige rührende Beispiele an, die seine Behauptung zur Genüge bestätigen.

Weiter röhmt er die Dankbarkeit gegen Gott. „Obgleich der Bauer mehr als jeder Andere seine Nahrung zu verdienen scheint, so ist er doch immer geneigt, die Früchte des Feldes als unverdiente Geschenke Gottes anzusehen. An Erntesonntagen vergießen sie oft Thränen der Freude.“ Als 1773 ein Hagelwetter viel Schaden anrichtete, hörte man statt Klagen und ungeduldiger Seufzer meistens Dankgebete, daß ihnen noch Manches erhalten geblieben. Einer Wittwe ging der Vikar, von ihr unbemerkt, auf dem Heimweg nach — sie betete mit Empfindung den 103. Psalm.

Gegen den Vorwurf der Verschlagenheit nimmt der Verfasser die Bauern ebenfalls in Schutz. „Ein Betrüger findet allemal zehn Andere, die seine That verabscheuen — so weiß ich nicht, mit welchem Grunde ich diese Zehn mit ihm in eine Reihe setzen dürfte.“ Eine besondere Tugend der Bauern aber ist die Nächstenliebe, speziell die Barnherzigkeit. In Almosen an Geld stehen sie den Städtern weit nach; aber was sie haben (Brot, Gemüse, Kleidungsstücke), geben sie gerne. Viele Bauernweiber haben die Gewohnheit, ein Stück Brot mit sich zu nehmen, wenn sie ausgehen; sie geben es dem ersten Armen, den sie antreffen. Es sind in der Gemeinde etwa dreißig arme Haushaltungen; diese dürfen sich anmelden, wo sie wollen, man schlägt ihnen nie etwas ab. Kein fremder Armer, deren es doch jährlich bei Tausenden gibt, wird ohne die größte Noth weggewiesen; des Sommers plazirt man ihn auf das Stroh, der Winters in die Stube; er bekommt sein Nachtessen, am Morgen abermals eine Suppe, und es ist ein höchst seltener Fall, daß solche Leute etwa genöthigt werden, unter freiem Himmel oder auf Kosten des Kirchenguts in dem Wirthshause zu übernachten<sup>1)</sup>). — Kommt ein Gemeindesgenosse in Unglück, gleich ist Jedermann bereit, ihm beizuspringen. Während der Amtszeit des Referenten (1764) fand in Opfikon ein starker Brand statt. Am folgenden Morgen wanderte Jeder mit einem großen Brot dorthin, und sowie es hieß, in der Scheune des Kirchenpflegers werden Liebesgaben für die Brandbeschädigten in Empfang genommen, strömten sie so schnell und reichlich zusammen, daß man schon nach Verlauf einer Stunde zwölf Wagen mit Heu, Stroh, Korn, Roggen, Samen, Gemüse, Kleidern, Bettstücken, Möbeln &c. fortführen konnte. Die eigentliche Steuer an Holz und Geld geschah erst hernach. — An einem Erntesonntag hörte der Vikar in der Nachbarschaft einige Psalmen singen — „eine fast allgemeine Gewohnheit auf dem Lande“ — und als er sich zu ihnen gesellt, um mitzusingen, erfährt er zu seiner Freude, daß

---

<sup>1)</sup> Damals ging die Obrigkeit noch kräftig gegen die Landstreicher vor; heute fürchten sich die Leute vor ihnen.

die betreffende Familie 13 arme Personen zu einem nächtlichen Liebesmahl eingeladen hatte. „Wenn uns der liebe Gott so gern Gutes thut“, sagte der Hausvater dem erfreuten Seelsorger, „warum wollten wir es nicht eben so gern thun?“

Gefälligkeit und Dienstfertigkeit sind an den Bauern ebenfalls zu rühmen. Sie helfen einander aus, so viel sie können. Dem Armen pflügen sie seinen Acker manchmal ohne Entgelt. Ist ein Stück Vieh krank, so hilft ihm der Nachbar mit dem seinigen aus. Das Alles erscheint ihnen als ganz selbstverständlich. — Eine fernere gute Eigenschaft der Bauern ist ihre Arbeitssamkeit. Man haßt die Trägheit so sehr, daß es nicht selten Fälle gibt, wo ein Müßiger, der seine Arbeitszeit beim Trunk verschleudern will, von den Bauernjungen tüchtig abgeprügelt wird, bis er verheizt, künftig fleißiger zu sein. — Als weitere Tugend kommt hinzu die Zufriedenheit. Haushaltungen von acht und mehr Personen begnügen sich den ganzen Tag nur mit Brod, Kraut oder Rüben und schäzen sich dabei so glücklich, als der reichste Herr bei seiner Tafel; sie begehren nicht mehr, als sie haben, und murren nie wider die Vorsehung.

So weit der Vertheidiger des unbillig beurtheilten Landvolkes. Wir spüren's: Hier redet ein Mann, der die Gemeinde kennt (Vikar Brennwald war in Kloten aufgewachsen) und dessen Urteil kein oberflächliches ist. Das jedoch dürfen wir nicht vergessen: Es war seine ausgesprochene Absicht, nur die guten Seiten seiner Pfarrkinder hervorzuheben. Wir haben also in dieser Arbeit sowohl, wie in derjenigen über die schlimmen Vorurtheile des Bauern, nicht ganz das treffende Bild der damaligen Zustände; dies entsteht erst, wenn wir beide zusammenhalten und weitere Schilderungen der damaligen Verhältnisse zur Vergleichung hinzunehmen.

Die genannten Aufsätze regten manchen Zuhörer oder Leser an, mehr als bisher auch nach den Zuständen der eigenen Gemeinde zu fragen und die Resultate seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen in Form einer zusammenfassenden Darstellung dessen, was über die Gemeinde gesagt werden konnte, der Gesellschaft vorzulegen. Aus der Zeit

vor der Revolution lagen vor mir solche Beschreibungen der Gemeinden Schöfislistorf 1783, Henggart 1783, Seuzach 1783, Wyl bei Rasz 1784, Lufingen 1785 und Schilderungen der Verhältnisse in den Gemeinden des Thurgau und Toggenburg. Eine Reihe von Aufsätze anderer Art, aber aus derselben Zeit, bieten hiezu noch eine erwünschte Ergänzung.

Meine Aufgabe wird nun, nachdem ich den Leser durch die ersten Aufsätze schrittweise hindurchgeführt habe, die sein, auf Grund des genannten geschichtlichen Materials in kurzen Zügen ein möglichst getreues Gesamtbild zu zeichnen.

Dabei ist vor Allem in's Auge zu fassen, wie vor hundert Jahren noch viel mehr als heute die Bewohner verschiedener Landesgegenden ihren verschiedenen Charakter hatten, wie Regierungsform, Beschäftigungsart, größere oder geringere Nähe der Residenz ihren großen Einfluß auch auf das religiös-sittliche Leben ausübten. Ob Bauern- oder Fabrikgemeinden, ob abgelegen oder in verkehrerreicher Gegend, ob in den Bergen oder im Flachland, das kommt ja noch heute für den religiös-sittlichen Zustand sehr bedeutend in Betracht, wie viel mehr noch in einer Zeit, wo der Verkehr sich auf ein Minimum beschränkte und wo jede Herrschaft ihre besondern Gesetze und Gebräuche hatte. Es ist lehrreich, bei diesem Punkt etwas zu verweilen.

Schon im vergangenen Jahrhundert werden nicht etwa nur die heute noch in Kraft bestehenden Unterschiede zwischen Thurgauischer und Zürcherischer, Raszfelder und Wehnthaler-, Oberländer- und Weinländer-Art nachhaft gemacht, es wird auch hingewiesen auf besondere Eigenthümlichkeiten einzelner Gemeinden. So schreibt der Pfarrer von Henggart: „Es ist mir auffallend, daß alle die alten Einwohner des Dorfs, die hier aufgewachsen sind, einen scharfen Blick, ein starres Gesicht, einen ernsten Ton, einen gesetzten Gang haben. Man sieht sie für sehr träge und verdrießlich an; die Hände hängen so herunter, als wäre keine Kraft in ihnen, die Füße schwanken. Nie sieht man Einen von ihnen laufen; nie hört man Einen aus vollem Halse lachen oder auf dem Felde singen oder auch im Rausch jauchzen; auch im Rausch wissen sie, was sie reden

oder thun und wissen die Ausbrüche ihrer Leiden, des Zorns, der Rache zu hinterhalten. Ein ernsthaftes, kalkulirendes Völkchen, das wenig Spaß versteht. Umsonst sucht man durch Gründe und Vorstellungen diese Leute zu etwas zu überreden, das ihnen ungewohnt, neu ist; sie beharren mit Trotz auf ihrer Meinung, ihrem Vorsatz. Es gab Solche, die lieber ein Erbe von einigen Hundert Gulden verscherzen, als eine Abbitte thun oder nur eine Art Ehrenbezeugung erweisen wollten, so sehr man sie dazu zu bereden suchte. Und doch bei allem Anschein von Langsamkeit und Trägheit werden die Geschäfte zur rechten Zeit verrichtet, und taglöhnend sie, so rühmt man sie als brave Arbeiter. . . . Die neuen Bürger sind verschieden; doch ihre Kinder oder wenigstens ihre Enkel unterscheiden sich nicht mehr von den alten Einwohnern.“ Wie ganz anders tönt es aus dem nur eine Stunde entfernten Seuzach: „Sie lassen sich nichts aufdringen und sind meist sehr heftig und stürmisch. Jede Kleinigkeit erregt ihren Eifer, oft tobendes Geschrei; doch setzt sich die Hitze bald. Durch vermeinte oder wirkliche Beleidigung aufgebracht und erbittert, nehmen sie sich vor, ihr Recht auf's Strengste zu behaupten. Sie laufen zum Richter, Hülfe zu suchen — auf dem Wege werden sie andern Sinnes, kehren zurück, und Alles ist vergessen.“

Ich habe mir sagen lassen, daß diese Schilderungen heute noch ausgezeichnet passen, und in der That haben ja auch die Fortschritte der die Unterschiede auseinandernden Neuzeit so mancher Gemeinde ihr eigenthümliches Gepräge nicht nehmen können. Wer sollte sich dann aber wundern, wenn dieses auch im sittlich-religiösen Leben zum Ausdruck kommt? So wenig der Seelsorger bei Krankenbesuchen vergessen darf, daß je nach der Verschiedenheit der Krankheit die Empfänglichkeit für religiösen Zuspruch, überhaupt der Gemüthszustand und das Betragen des Kranken, ungleich sind, so wenig dürfen wir, ohne unbillig zu sein, bei Beurtheilung des sittlich-religiösen Lebens in einer Gemeinde die ganze Charaktereigenthümlichkeit derselben (oder auch der ganzen Gegend) übersehen.

Höchst lehrreich ist ferner ein Blick auf den engen Zusammenhang zwischen bürgerlicher Ordnung und religi-

g i ö s - s i t t l i c h e m L e b e n . Nirgends tritt derselbe so zu Tage wie in Gemeinden, die entweder zu verschiedenen Herren gehören oder die Herrschaft gewechselt haben. Hören wir wieder den Pfarrer von Henggart: „Das Dörfchen liegt halb in der Grafschaft Kyburg, die größere Hälfte in der Herrschaft Andelfingen. Diese wohnen nahe bei einander, Haus an Haus, und doch ist ein auffallender Unterschied unter ihnen. . . In der Grafschaft sind mehr anständige, haushälterische, gerade und rechtschaffene Männer; man ist bei Geschwornen- und Eghaumerwahlen nie in Verlegenheit, tüchtige Männer zu finden. Uebelhäuser hat der malen die Grafschaft nur Einen, die Herrschaft 5—6 oder noch mehrere. Ich habe folgende Ursachen dieser Verschiedenheit gefunden: In der Grafschaft erben die Töchter von dem Vatergut wenig; das Gesetz oder der Brauch sorgt für die Söhne, daß der Hof bestehen könne, daher sind sie wohlhabender und haben mehr Muth und Lust, zu hausen. In der Herrschaft müssen die Söhne ihren Schwestern viel mehrers vom väterlichen Erbgut herausgeben; größtentheils müssen sie es baar bezahlen, mögen es nicht erschwingen, machen neue Schulden auf ihren Hof, verlieren dabei den Muth, sich emporzuschwingen und werden dann gar liederlich. In der Grafschaft darf Niemand Wein schenken, in der Herrschaft wer immer will, und in der einen Gasse werden die Mandate strenger gehalten als in der andern. . . . In der Grafschaft ist man vom Sitz des Landvogts entfernt; man scheut sich, den Berg dorthin (Kyburg) zu besteigen. Lieber söhnt man sich mit einander in der Stille aus, als daß man diesen beschwerlichen Weg geht. Nach Andelfingen ist der Weg kurz und eben. Man hat dort seine Bekannten, seine Rathgeber, Feder seinen Müller, seinen Weinschenk oder Vetter Richter. Das hat Alles so seinen Einfluß.“

Aehnlich weist der Pfarrer von Lufingen darauf hin, wie der ehemals tief eingessene Hang zu Trölereien, die Quelle des Ruins für viele Familien, ganz bedeutend abgenommen habe, seit die Herrschaft von der Familie Bräm (1765) an die Stadt Zürich, resp. den Amtmann zu Embrach, übergegangen sei.

Die frappantesten Belege zu der ausgesprochenen These bieten übrigens die Aufsätze aus dem Thurgau und Toggenburg.

Den Nachweis, wie sehr schon vor hundert Jahren die Art der Beschäftigung auch auf das religiössittliche Leben einwirkt, erbringe ich am besten durch Aufführung einiger Zirkularbemerkungen zu den Beschreibungen von Henggart und Oetlingen.

Pfarrer Naf in Hombrechtikon schreibt: „Diesen Bauernstand sucht man in unsren Gegenden, wo die Fabrikarbeit Alles überschlagen hat, vergebens. Es möchte Einem in Vergleichung dieser Bauern mit unsren aufgeklärt sein wollenden Seeleuten zu Sinn kommen, was Justinus den Skythen in Vergleichung mit den Griechen sagt: Plus proficit in illis vitiorum ignoratio quam in his cognitio virtutis.“

Pfarrer Goßweiler in Hinweis schreibt: „Sehr auffallend dünkt mich in verschiedenen Stücken der Unterschied des Charakters beider Gemeinden unter sich und im Vergleich mit demjenigen unserer Berggemeinden.“

Der Pfarrer zu Zell berichtet von seiner Gemeinde: „Die Theile derselben stehen oft sehr von einander ab. Zell gibt sich mit dem Feldbau, Langenhart mit dem Wäbergewerb ab. — Zell ist überhaupt eingezogen in Essen und Trinken, Langenhart wollüstiger. — Zell träg und unthätig, Langenhart hat mehr Einsicht, forscht, mehr Thätigkeit, denkt mehr, liest mehr. Wie schwer ist's also, in weitläufigen Gemeinden überhaupt den Zustand derselben zu schildern!“

Bemerkenswerth sind auch die Neußerungen Vikar Brennwalds in Kloten (acht Jahre nach seinem oben besprochenen Aufsatz): „Hier in Kloten müßte man die Leute in eine ganze Menge von Rubriken eintheilen, wenn man ein genaues Tableau entwerfen wollte. Zum Exempel ganze und halbe — und viertheils — und achttheils — Herren von Zürich und von Winterthur und Eglisau — Professionisten von sehr vielen Arten — gereiste und ungereiste — Gewerbsleute vom Komptoirschreiber bis zum Wollenkämpler — Wirths und Weinschenke die schwere Menge — Offiziere — gewesene Soldaten in Frankreich und Holland —

ehemalige Bediente und Stadtmägde — Krämer und Fürläufer — und — um noch vieler Andern zu schweigen — Lumpen von allen erdenklichen Gattungen.“

Aus all’ dem geht zur Genüge hervor, daß es geradezu unmöglich ist, ein Gesamtbild des sittlich-religiösen Zustandes zu entwerfen, das auf alle Landesgegenden oder auch nur auf alle Leute einer Gemeinde paßt. Doch wird es mein Bestreben sein, bei passender Gelegenheit auf die verschiedenen Abweichungen von der Regel hinzuweisen.

Der größte Theil der mir vorliegenden Aufsätze aus dieser Zeit ist nach folgendem von der asketischen Gesellschaft aufgestellten Schema bearbeitet:

a) Von eines Ortes Lebensart, Nahrungsstand, Fleiß, Luxus, Armut oder Reichthum.

b) Von herrschenden Vorurtheilen, Meinungen, Abergläubern und ihrem Ursprung, Nutzen und Schaden.

c) Von desselben Orts Kinderzucht, der Kindheit Beschäftigung, Spielen und Übungen, von dem häuslichen Leben, herrschenden Sitten und Bräuchen.

Ob sich auch ein besseres Schema finden ließe, so ist es doch am Rathsamsten, der Übersichtlichkeit wegen dem einmal angenommenen Gang zu folgen.

a) Von eines Ortes Lebensart, Nahrungsstand, Fleiß, Luxus, Armut oder Reichthum.

„Gib mir weder Armut, noch Reichthum, sondern verleihe, daß ich Nahrung habe, so viel mir gebührt, daß ich nicht entweder übersättigt werde, dich verläugne und spreche: Wer ist der Herr? oder daß ich aus Armut stehle und mich an dem Namen meines Gottes vergreife!“ so betete König Salomo, und dies Gebet erinnert uns zur Genüge daran, wie sittlicher und religiöser Zustand so sehr beeinflußt sind durch den ökonomischen. Es wird also nicht überflüssig sein, zuerst über den letztern einige Andeutungen zu geben.

Ich beginne mit reinen Bauerngemeinden und lehne mich zunächst an die Beschreibung der Gemeinde Schöftlischtorf (1783) an, verfaßt von dem dort aufgewachsenen und mit derselben sehr vertrauten Vikar Simmler, und dadurch um so werthvoller, daß die Pfarrer von Oberglatt und Otelfingen erklären, sie passe ganz genau auch auf ihre Gemeinden.

Wie Viele befinden sich heute in dem Wahne, die Zeit vor der Revolution sei für das Landvolk eine Zeit der Knechtschaft, der bittersten Armut, der Bedrückung gewesen! Sämtliche Schilderungen aus dieser Zeit belehren uns eines Bessern; es geht daraus hervor, daß sich damals das Zürcher-Landvolk ökonomisch durchschnittlich in eben so guten, oft in besseren Verhältnissen befunden hat, als heutzutage, und daß es kaum je sich der mangelnden Freiheit bewußt wurde. Allerdings waren die letzten Jahrzehnte vor der Revolution für die Bauern keine günstigen. Der Wohlstand fing manchenorts zu sinken an, die Schulden und die Armen mehrten sich, an den einen Orten speziell wegen Zunahme der Bevölkerung und Steigen der Güterpreise, sowie wegen Verheirathung reicher Töchter nach auswärts und Einheirathung armer in die Gemeinden, an andern Orten wegen Mangelwachs. Im Wehnthal wurde 1768 in Weinbergen und Feldern Alles auf Jahre hinaus durch Hagel zerstört. Durch Steuern und Nachlaß der Zinsen wurde für ein Jahr geholfen; aber in der folgenden Zeit mußten Schulden gemacht werden. Darauf folgten 1770 und 71 schwere Jahre der Theurung. Trotzdem begegnet uns überall ein verhältnismäßiger Wohlstand. Das Geld freilich ist rar, aber die Mittel zum Lebensunterhalt fehlen deswegen nicht. Ihre einfachen, starken Kleider machen die Leute ja selber aus dem eigenen Hanf, Milch haben sie im Stall, Holz im Wald, Kaffee kennen sie noch keinen; Haberbrei, Erbsen und Gemüse, das ist die Nahrung, welche die eigenen Felder liefern, Brot für ihren Bedarf bekommen sie auch genug und Wein trinken sie, so viel ihnen übrig geblieben ist, nachdem sie im Herbst für den Betrag der schuldigen Zinsen verkauft und die andern Abgaben geleistet haben. In guten Jahren ist's noch ein artiger Rest, mit

dem aber sehr sparsam umgegangen wird. Arme jedoch bleiben oft das ganze Jahr ohne Wein. Auch das Brod ist nicht überall tägliche Speise. Von Lufingen heißt's: „Ein solider, mit Brocken vermengter Brei von gemahlter Gersten mit dürren oder grünen Birnen, bisweilen zur Zugabe ein Topf Milch des Morgens, zu Mittags Erbskost mit etwas Zugemüs, des Nachts wieder Erbskost, Fleisch außer den Festen und an gewissen Jahrtagen zur größten Seltenheit, sind die gewöhnlichsten und zugleich gesündesten Nahrungsmittel durch's ganze Jahr. Kommt etwa noch Wein und Brot dazu, so ist man doppelt vergnügt.“ Schon etwas mehr gönnten sich die Leute zu Seuzach: „Sie essen die Woche hindurch Erbsen, Haberbrei und Gemüs, die Meiste am Sonntag Fleisch, und trinken Wein. (In der Stadt kam auch nicht mehr als zweimal per Woche Fleisch auf den Tisch.) Die Geringern genießen dieses summum bonum und non plus ultra irdischer Glückseligkeit nur an Festtagen, Fahrmarkten, bei Hochzeiten, Leichenanlässen und Kindstaufen, bei Kauf und Verkauf. Kein Mensch tritt in die Welt, keiner geht aus der Welt, kein Handel, sei er noch so unerheblich, geschieht, daß nicht Wein getrunken werde. Das ist Sitte beim Armsten wie beim Reichen.“

Es zeigt sich also, daß die Bauerngemeinden damaliger Zeit durchschnittlich in der glücklichen Mitte zwischen Armut und Reichtum sich befanden. Arme Familien gab es bedeutend weniger als heutzutage, in einzelnen Gemeinden gar keine. Überall zeigte sich Zufriedenheit mit dem Wenigen, das man hatte; überall fand man die Wahrheit des Wortes bestätigt: „Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel braucht.“

Wo es also stand, waren begreiflicher Weise die Leute vor mancher Versuchung bewahrt. Einfachheit der Sitten, der Kleider und Nahrung wird von allen Seiten bezeugt. Von mehreren Gemeinden (Lufingen und Seuzach) wird ausdrücklich gesagt: „Bei Verlesung des Sittenmandats darf man hier die Artikel über Kleidung unbedenklich überschlagen.“ Wirthshausshocker sind noch eine Seltenheit. Aus Schöfflistorf wird berichtet: „Das Wirthshaus wird von sehr Wenigen besucht. Der Arbeit-

Same und Häusliche geht das ganze Jahr nie dahin — zum Glück, daß es an der Landstraße in einiger Entfernung von dem Dorfe steht und also mehr den Reisenden als den Gemeindsgenossen dient.“ Ähnlich lauten die Berichte aus andern Bauerndörfern, wobei dann freilich die Bemerkung nie fehlt, daß bei einzelnen seltenen Anlässen allerdings auch über den Durst getrunken werde.

Ebenso übereinstimmend wird der Fleiß der Landleute bezeugt. Wollen sie existiren, so können sie nicht müßig gehen. Die angestrengteste Arbeit vom frühen Morgen an und bei drückendster Tageshitze ist ihnen nicht eine Last, unter der sie seufzen, sondern ein Werk, das sie fröhlich und mit bewundernswürdiger Gewissenhaftigkeit thun. Aus Seuzach wird berichtet: „Oft kehren sie, wenn sie in langen Tagen 16 Stunden im Schweiß des Angesichtes ihr Werk getrieben, unter frohem Gesang ihren Hütten zu.“ (Man bemerke den Unterschied von den nie singenden Henggartern.) Nur die langen, dunkeln Winterabende bringen etwa die Männer müßig in den Häusern hin, während die Weiber bis in die späte Nacht am Spinnrad sitzen.

Damit hängt dann auch wieder zusammen eine würdige Sonntagsfeier. Um nicht vorzugreifen, erwähne ich hier nur die auch für andere Bauerngemeinden geltenden Worte des Pfarrers zu Seuzach: „Man hat einst die Frage aufgeworfen, was den Landleuten zu rathe wäre, um die Sonntagsmuße angenehm und nützlich zuzubringen. Hier löst sich das Räthsel mit zwei Worten: „Sie ruhen“ — und wer weiß, was sechstägige harte Arbeit ist, wie sie die Leute im Korn- und Weinland treiben müssen, wird keine weitere Erklärung bedürfen. Hier freut sich Alles, Alt und Jung, auf den Sonntag, wo man sich erholen kann.“ Und wie erholte man sich? Darauf antwortet der nämliche Mann: „Größtentheils geht man, wenn's die Witterung erlaubt, in die Güter, zu jehen, ob und wie jedes gedeihe. Die Alten sitzen zusammen unter einem Baum und sprechen von fruchtbaren und unfruchtbaren Jahrgängen, vom Preis der Früchte und des Viehs, von Dorfneuigkeiten, von allen Heeren und Landvögten, die sie gekannt haben. Die Knaben und Töchter

singen Psalmen und Lieder. Sehr Wenige besuchen das Trinckhaus und eben so Wenige nehmen ihre Zuflucht zum Kegelspiel.“ Gewiß ein idyllisches Bild der Sonntagsruhe!

Allein glauben wir nicht, daß es so in allen Gemeinden unsers Vaterlandes stand! Sowie irgend ein Industriezweig in einer Gemeinde sich einbürgerte und baares Geld in dieselbe brachte, änderten sich die Verhältnisse. Wandern wir mit einander auf's Rafzerfeld und fragen Herrn Pfarrer Döri in Wyhl nach den dortigen Zuständen. Eine Fabrikgemeinde ist Wyhl nicht, aber schon damals wurden dort jährlich für mindestens 3000 Gulden Strohhüte verfertigt. Dafür kam aus dem Schwabenland baares Geld in die Gemeinde hinein. Sehen wir zu, welchen Segen dieses baare Geld brachte! So schön und umfangreich die Acker, Wiesen und Weinberge sind, so viele Vortheile der Bürger hat („Jeder bekommt jährlich Brennholz, so viel er bedarf, unentgeltlich und auch Bauholz um geringen Preis“), so steht doch die große Mehrheit ökonomisch schlecht da. Die lehrreichen Ausführungen hierüber gehören nicht hieher. Nur so viel: Gerade die schöne Einnahme für Strohhüte hat offenbar mehr Schaden als Nutzen gebracht. Allerdings wurden die Kinder der Strohhutflechter frühe zur Arbeit gewöhnt. „Da sieht man also die jungen Leute nicht wie an andern Orten müßig gehen, herumschwärmen, auf der Gasse lärmend — nein, Kinder von 5—6 Jahren sind beschäftigt, können also schon etwas verdienen.“

Es wird später Gelegenheit sein, auf die Nachtheile dieser dem Rafzerfeld eigenthümlichen Industrie eingehender einzutreten. Hier nur so viel: Nicht nur litt der Feldbau unter dieser Industrie Schaden, nicht nur wurde die Gesundheit vieler untergraben, sondern auch weitere Nebelstände traten zu Tage: „Es gibt viele der hiesigen Hutflechterinnen, die neben dieser ihrer einzigen Kunst nicht einmal etwas Abgetragenes zu flicken oder zu waschen im Stande sind und die dafür z. B. oft 4 Batzen ausgeben, indem sie mit Hütmachen zwei verdienen. Weibspersonen, die aus fremden Gemeinden sich etwa hieher verheirathen, sind verachtet, wenn sie nicht die hohe Kunst des Hutflechters verstehen oder wenigstens

alsbald zu lernen bemüht sind und allenfalls nichts Weiteres als einen guten moralischen Charakter, nöthige Kenntniß der häuslichen Geschäfte und andere solche Kleinigkeiten mitbringen.“

Am auffallendsten aber ist und am gravirendsten, wie die Industrie, resp. das bare Geld, den Leichtsinn geweckt hat. Wie stark sticht es ab von dem über die rein bäuerlichen Gemeinden Gesagten, wenn wir aus Wyl hören: „Es ist bei den hiesigen Leuten, und zwar bei allen Klassen derselben, alles auf's Trinken abgesehen, und begierigst wird jeder Anlaß hiezu ergriffen. Die Wenigsten begnügen sich mit ihrem eigenen Wein — wenn sie auch wirklich im Keller haben, so muß es doch, des Sonntags wenigstens, bei Vielen auch in der Woche, besonders im Winter in die Schenke gegangen sein. Bei jedem geringsten Kauf oder Handel wird ein Trunk angezungen, bei dem man sich aufhält, bis man berauscht ist. Die Herren Vorgesetzten selbst geben hierin ein läbliches Beispiel; die meisten ihrer patriotischen Zusammenkünfte werden mit einem Trunk auf eigene oder gemeine Rechnung beschlossen. — Dieses erstreckt sich auch auf die Weiber; des Sonntags und bei besondern Anlässen gehen diese zum Wein trotz den Männern. Und Viele wissen es ihnen gar hübsch nachzuthun. In einem nicht ohne Grund überall berüchtigten Nebenort, das sonst mehr als andere von der Natur begünstigt ist, gibt es viele Männer, die selten in's Holz gehen oder eine andere Arbeit verrichten, ohne nach Vollendung derselben in einer dortigen Winkelwirthschaft sich bei einer Bouteille rothen Weines Erholung davon zu verschaffen.“ Im Uebrigen ist noch wenig Luxus zu finden. Es gibt Reiche, die über 30—40,000 Gulden besitzen, aber Aufwand machen sie deswegen nicht, stellen sich vielmehr gern ärmer als sie sind. Nur den Reichen gegenüber will Jeder reicher sein als der Andere. — Von Sonntagsentheiligung hören wir auch hier Nichts. „Erwachsene Knaben legeln an den Sonntag Abenden; das ist noch das einzige öffentliche Amusement. Nur selten spazieren etwa die größern Knaben und Töchter im Sommer durch die Felder und singen Psalmen,“ berichtet der Pfarrer und bedauert, daß man so wenig von jugendlichen, unschul-

digen Spielen und Uebungen höre; denn er weiß, „daß es nicht daher kommt, daß man in edlerm Zeitvertreib angenehmere Geistesunterhaltung sucht.“

Hier haben wir also ein Bild, das vom Idyllischen des früheren schon viel verloren hat. Noch dunkler werden die Farben, wenn wir das Bild einer eigentlich industriellen Gemeinde betrachten. Ich führe den Leser zu diesem Zwecke in's Toggenburg, da die Beschreibungen zürcherischer Fabrikgemeinden erst aus der Zeit nach der Revolution herrühren und da ich aus diesen, wie aus Reflexionen früherer Zeit schließen muß, die Folgen der Industrie seien in allen Gemeinden ungefähr dieselben gewesen, so daß, was von Toggenburger-Gemeinden damaliger Zeit gesagt wird, auch auf Zürcher-Fabrikgemeinden mehr oder weniger Anwendung findet.

Zuerst macht der Verfasser (Simmler in Hennau) die werthvolle Bemerkung: „Ich muß mir die Freiheit aussitten, im Verfolg meines Aufsatzes nicht allein von den Reformirten, sondern auch von den Römisch-Katholischen reden zu dürfen, und das um desto mehr, da in diesen Gegend — wenn nicht die Pfarrer beider Partheien bigotte Leute sind, und deren gibt es, soweit ich sie selbst oder auch durch Erzählungen kennen gelernt, beinahe keine — der Unterschied zwischen Religionspartheien jedem Fremdling im täglichen Wandel ganz unmerkbar ist und Toleranzanekdoten in Menge zu liefern wären.“

Über die Beschäftigung ist zu bemerken: „Jeder Toggenburger ist beinahe ein geborner Weber, der sich, so bald der Herbst da ist, in seinen Webkeller, wie der Dachs in sein Loch, eingräbt und da so lange bleibt, bis die wärmere Frühlingssonne ihn wieder auf's Feld ruft. Der Toggenburger hat da einen prächtigen Verdienst, den noch hin und wieder Einer zu vermehren sucht, indem er Thurgäuer in Dienste nimmt, ihnen Speis und Trank und etwas Weniges Lohn gibt, oder gar noch den kleinen Herrn spielt und 5—6 andere Webstühle in Bewegung setzt, ungeachtet er selbst kaum ein Pfund Baumwolle zu kaufen vermag.“

Ueber die L e b e n s a r t des Toggenburgers wird zunächst günstig berichtet: „Sie ist sehr einfach. Ihre Speisen bestehen meistens nur in Habermüß, Zugemüs, Erdäpfeln, Rüben, Bohnen, Kraut, Milch und Schotten. So sah ich selbst Begüterte unter meinen Gemeindsgenossen sich mit ihrer Familie und etwaigem Gesinde um den Tisch herumsetzen, auf dem eine Schüssel mit gesottenen Erdäpfeln stand; nachher kam eine Schüssel mit Habermüß; dann fragte der Hausvater: Wer will Brod? Wer Lust hatte, schnitt eine Scheibe ab, Mehrere ließen es vorbeigehen; zum Trunk kam frischgeholttes Brunnenwasser, das in einem Gäßi herumgeboten ward — so ist's am Mittag, so am Abend. Gestern Mehlfloße zu essen, wäre Anzeige eines Weichlings, und wer alle Tage Most trinken würde, hätte bald den Namen eines Trunkenboldes. Fleisch ist in meinen Gemeinden (es gibt solche, wo dies bald alle Tage auf den Tisch kommt) eine seltene Speise und kommt nur an Kirchweihtagen, Festzeiten und etwa bei Beendigung einer Feldarbeit auf die genügsame Tafel und zwar in so geringer Portion, daß  $1\frac{1}{2}$  Pfund Fleisch an einem Kirchweihtage für fünf Personen zurichten. Auch die tägliche Kleidung ist einfach und sparsam.“ Nun kommt aber auch die andere Seite: Am Sonntag wird der größte Luxus getrieben: „Silberne Hemd-, Knie- und Schuhriemenschnallen müssen gekauft sein, dort ein neu Mied, eine Goldporte, dort seine Spitzen um die neue, schwarzsamtne, seine Haube, bald anstatt der messingenen Hacken am Mieder und der beinernen Haarnadel Alles von Silber und öfters noch vergoldet. Bald hängt gar über den halben Rücken und Vorderleib eine schwere, silberne Kette nebst Schloß und andere Zierathen herunter, 2—3 Fingerringe an einer Hand mangeln niemals. Kurz, man würde an Sonn- und Feiertagen die Jugend des Lands für holdreiche Bauernsöhne und -Töchter ansehen, ungeachtet oft die Eltern keinen Pfennig Geld im Hause und kaum ein ungesicktes Hemd auf dem Leibe haben.“ —

Der Junge, vorzüglich der reformirte, findet sich, wenn er einmal der Unterweisung zum hl. Abendmahl entlassen ist, fleißig im W i r t h s- h a u s ein und muß an den festgesetzten Trinttagen der Katholiken, deren

vier sind, wie sie sein Mädelchen am Tisch haben, sonst schmeckt's ihm nicht. So ist's auch an den Jahrmarkten, an denen es von 8—9 Uhr Morgens beinahe einer Völkerwanderung von Alt und Jung ähnlich sieht. Und so wandert das oft sauer errungene Geld in die Hände der dienstbereitwilligen Wirths.

„So schädlich aber auch immer dieser Luxus und dessen Folgen sind, so ist doch das allen Glauben übersteigende Trinken gebrannter Wasser noch weit größer und ruinirt meistens den Wohlstand der Haushaltung. Der Mann, der nie einen Tropfen Most im Keller hat, noch zu haben vermag, hat doch gewiß immer Zwetschgen-, Wachholder-, Birrentrüftwasser oder noch elenderes, auch physisch verderbendes Gesöff im Hause, und wenn sie vorzüglich gut aufwarten wollen, dann stellen sie Prenz vor. Ich sah an mehreren Orten eingezogene, unbescholtene Männer einen halben Schoppen Prenz in zwei Zügen ohne Maulkrümnen austrinken. Prenzverkäufer sieht man alle Wochen regelmäßig unsere Dörfer durchstreichen und selten sich bei einer Haustür vergebens anmelden; in's Oberamt werden ganze Fuder geliefert.“ —

Doch genug! Ich fasse das Ergebniß dieses ersten Abschnittes zusammen in folgende Sätze:

Schon in den Jahrzehnten vor der französischen Revolution bietet das Zürcher-Volk kein einheitliches Bild dar. In den eigentlichen Bauerngemeinden finden wir ein glückliches und zufriedenes Volk, fleißig in jeder Hinsicht und eingezogen in seinem Lebenswandel. Der Sonntag ist noch ein rechter, geheiligter Ruhetag. Genüßsucht, Leichtsinn, Wirthshausleben sind eine Seltenheit. Diese Vorzüge hängen auf's Engste damit zusammen, daß Mangel an baarem Gelde herrscht.

Je mehr durch Industrie baares Geld in die Gemeinde kommt, nimmt der Wohlstand nur in geringem, Luxus, Kleiderpracht, Leichtsinn, Trunksucht, Wirthshausleben in hohem Grade zu. Auch der Sonntag verliert von seiner Werthschätzung.

Ich gehe zum zweiten Abschnitt über:

b) Von herrschenden Vorurtheilen, Meinungen, Aberglauben und ihrem Ursprung, Nutzen und Schaden.

Um Wiederholungen zu vermeiden, ist hier vor Allem an den bereits besprochenen Aufsatz von Pfr. Gofwyler zu erinnern, der es mit den Vorurtheilen des Landvolkes zu thun hatte.

Unter den Vorurtheilen, soweit sie sich auf das sittlich religiöse Leben beziehen — von den Vorurtheilen gegen Neuerungen im Landbau, im Schulwesen &c., die überall in höherem oder geringerem Grade vorhanden waren, will ich hier nicht reden — wird von allen Seiten, vorzüglich aus Bauerngemeinden, ein auch heute noch weit verbreitetes berichtet. Ich gebe hiefür das Wort Pfr. Sulzer in Seuzach: „Die Leute haben eine Eintheilung der Dinge in *geistliche* und *weltliche* zum großen Schaden der Sittlichkeit. Beten, Lesen, Sonn- und Festtage feiern ist *geistlich* — Arbeit im Berufsverkehr mit Andern, Handel und Wandel ist *weltlich* und hat mit jenem nichts gemein. So ist die Religion nicht wie sie sein sollte, ein durch's ganze Leben hinlaufendes *principium* zum Guten. So hält man oft den, der betet und zur Kirche geht, wie's Brauch ist, für gut und christlich, wenn er schon vörthelet, lügt und betrügt, wo er kann, ein Geizhals und Trunkenbold ist — dieses ist eine *weltliche* Sache — und der Mann ist doch im Geistlichen gut, versteht sich auf die Bibel, betet und geht fleißig zur Kirche . . . Die Meisten haben, wie auch anderwärts, so ein politisches Christenthum, wobei sie groben Unglauben und grobe Laster verabscheuen. Eine gewisse Ehrbarkeit, wobei man nie vor geistlichem oder weltlichem Richter gestanden hat, scheint das non plus ultra ihres Strebens.“

Aehnlich H. Eberhard (die gemeinen Vorurtheile unserer Landleute 1774): „Religion und Gottesdienst ist bei dem gemeinen Haufen durchgängig nichts Anderes als das, was in der Kirche verrichtet wird, welchem sie noch das Gebet und das Lesen der Bibel oder anderer geistlicher Bücher, wiewohl als weniger feierliche Dinge, beifügen. Wie die

Römischo-Katholischen gewissenhaft ihren Rosenkranz herzählen und damit ein untadelhaftes Werk der Andacht verrichtet zu haben glauben, obgleich ihre Seele von allem heiligen Gefühl leer war, ebenso sind die frömmern unserer Landbewohner darüber gewissenhaft — vormals wöchentlich, jetzt monatlich ein oder mehrere Male — zur Kirche zu kommen, und mit diesem einigen Gang oder wenigstens mit der stillern Feier eines Festtages glauben sie alle Religionspflichten erfüllt zu haben. Thaten der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Ehre, der Dienstfertigkeit fließen keine aus Beweggründen der Religion oder des Nachdenkens überhaupt, alle aus natürlicher Güte her, und je der Beste von ihnen weiß am wenigsten, wie gut er ist.“ (Die Schuld daran, daß die Leute sich in diesem Punkt so wenig klar sind und darum nicht eifriger nach dem Guten ringen, schreibt der Verfasser zum guten Theil einer einseitigen Orthodoxie zu, welche die christlichen Werke nicht genug als dem Glauben gegenüber nebenschließlich bezeichnen zu können meinte. Mag dann ein anderer Pfarrer noch so sehr einen sündlichen Wandel strafen, so „denkt der Bauer: Nun, es ist jetzt so die Art unsers Pfarrers, daß er heftig ist, aber er muß mir doch noch kommen und mich auf Christum weisen und bei dem werd' ich immer Gnade finden können, wenn ich auch noch so ein großer Sünder bin“.)

Ein Durchlesen der verschiedenen Aufsätze zeigt denn in der That, daß wir den Besuch des Gottesdienstes in damaliger Zeit und das BibelleSEN nicht ohne Weiteres als Beweis für den guten Stand des religiösen Lebens gelten lassen, sondern ihn viel eher unter die herrschenden Vorurtheile rechnen können. Von denen, die das Gotteshaus besuchten, scheinen die Wenigsten Förderung der religiösen Erkenntniß und Erbauung gesucht zu haben; es handelte sich hier wie beim BibelleSEN mehr um das äußerliche Abthun einer Pflicht, daneben auch um eine willkommene Unterhaltung, so besonders beim Lesen der Bibel und des Gebetbuches, welche gemeinhin die ganze Bibliothek des Bauern ausmachten. Daß der Kirchenbesuch vielen nur opus operatum war, zeigte sich schon in der äußeren Physiognomie der Zuhörer. Ueberall scheinen Viele von ihnen sich wäh-

rend der Predigt eines gesegneten Schlafes erfreut zu haben, und wenn allmählig die Kirchenbänke sich zu leeren begannen, so ist es wohl zum größten Theil auf Rechnung dieser Spreu zu setzen, an welcher der Geistliche nie große Freude haben konnte. — Es mag hier noch Einiges aus dem Toggenburg angeführt werden: „Der Toggenburger geht wohl regelmäßig zur Kirche und würde die Einstellung einer gottesdienstlichen Stunde für ein Sacrilegium halten; aber ihm ist nicht so fast um Belehrung zu thun, als daß er nicht vor den Katholiken um schlechten Tempelbesuchs willen zum Gespött werde. Hier heißtt eine „schöne“ Predigt, die allenthalben mit Sprüchen aus dem A. und N. Testament ausgeziert ist, welche alle mit Benamung des Buches und Kapitels (so forderts der Toggenburger) angeführt werden, die dann der andächtige Zuhörer sein ordentlich in der Kirche aufsucht und zeichnet, aber nicht darum, daß er sie bei Hause wieder nachlese und darüber nachdenke; denn für Bibellesen haben sie wenig Sinn, etwa noch eher für's A. Test., denn „da stehen auch noch — sagte einst Einer zu mir — schöne Geschichten darin und von Krieg u. dgl. Zeug“ . . . „Fällt ein Toggenburger in Krankheit, so wird sogleich nach dem Pfarrer geschickt. So wie dieser einmal da gewesen ist (zum zweiten Mal ruft man ihn höchst selten), stirbt der Kranke ruhig, denn der Pfarrer ist ja bei ihm gewesen. Was mich aber schon oft staunen machte, ist die völlige Resignation auf ihr Leben, die ich noch bei jedem Toggenburger fand. Ich besuchte Personen in der Blüthe der Jahre und alte Leute — nirgends fand ich noch nur eine Spur eines Wunsches nach längerem Leben. Unversöhnlichen Haß gegen Jemand zu unterhalten, Uebervortheilung im Handel, Unterschlagung von anvertrautem Gut, Verleumdung, heimliche Unzuchtssünden — das macht dem Toggenburger auf seinem Krankenlager selten eine bittere Minute. Das aber kränkt ihn außerordentlich stark, daß er nicht mehr zur Kirche und zum Abendmahl gehen kann. So seigt er Mücken und verschluckt Kameele.“

Die Vorurtheile haben mich auch auf Kirchenbesuch, Bibellesen &c. geführt. So sei denn hier gleich noch ein Weiteres bemerkt. An den meisten Orten, speziell in den landwirthschaftlichen Gegenden, war der

Sonntagsgottesdienst noch stark besucht und Wenige nur entzogen sich demselben, fast durchgängig jedoch ist der Besuch des Wochengottesdienstes ein schwächer geworden. Was von Kloten hierüber berichtet wird, war seltene Ausnahme. Dem Bauer war diese Störung in den Alltagsgeschäften unangenehm; Frauen kamen noch am ehesten. In größern industriellen Gemeinden ist die Zahl der Kirchenflüchtigen auch an Sonntagen schon beträchtlich.

Was das damals noch häufige BibelleSEN betrifft, so finde ich demselben von den Pfarrern nirgends einen hohen Werth beigelegt und zwar darum, weil es fast durchweg bloß mechanisch, ohne rechtes Nachdenken und Ordnung geschieht. Die meisten Bibelleser könnte man mit gutem Grund fragen: „Verstehst du auch, was du liesest?“ Daß es aber schöne Ausnahmen gibt, haben wir früher schon aus Kloten gehört.

Gemeinsame Hausandachten finden wir höchst selten, die Meisten dagegen, wenigstens in ländlichen Gemeinden, in welchen die Aufklärung noch wenig Eingang gefunden hat, verrichten resp. sagen her ihr ausswendig gelerntes Morgen- und Abendgebet, beten auch über Tisch.

Nun wieder zurück zu den Vorurtheilen. Aus den bisher erwähnten Bauerngemeinden haben wir, wenn wir von dem früher zur Sprache gekommenen Fatalismus (aus diesem entsprang vielfach auch eine heftige Abneigung gegen die Blitzableiter) in verschiedenen Landesgegenden absehen, keine weiteren zu nennen; Spuren von geistlicher Schwärmerei zeigen sich hier noch keine. Schon mehr in andere Landesgegenden, in's Zürcher Oberland z. werden wir geführt, wenn H. Eberhard noch als weiteres Vorurtheil nennt die eigenthümliche Anschauung vom hl. Geist. Als bekannt darf ich voraussetzen, daß 1775 die sog. „Inspirirten“ zu Bauma, die keine Waffen tragen wollten, viel von sich reden machten. Eberhard bemerkt, bei dieser Gelegenheit habe er von vielen Landleuten, die doch der Sache fern standen, die Neußerung gehört, diese Leute hätten nicht so viel Wissen wie die Geistlichen zum Auslegen der h. Schrift, aber durch Hülfe des Geistes Gottes können sie die Bibel, wo nicht besser, doch ebenso gut als jene erklären. „Einst hörte ich ein

Weib, das sonst fleißig über der Bibel und den Predigtbüchern war, sehr weitläufig über eine Stelle reden, worüber der Pfarrer am Morgen gepredigt hatte. Sie wußte sich vieler Dinge zu erinnern . . . und schwatzte mehr als  $\frac{1}{2}$  Stunde lang in möglichster Unordnung und Verwirrung, aber fertig und ununterbrochen fort. Einmütig ward die fromme Anmerkung gemacht, wie mächtig doch der Geist Gottes in dem Herzen eines Menschen sein könne, daß ein gemeines Weib so viele schöne Dinge sagen könnte, die der Pfarrer lange nicht so gut und nachdrücklich gesagt hätte.“ Ein ander Mal wiederholte Einer in allen Häusern des Dorfes die Standrede, welche er bei einer Hinrichtung gehört hatte. Es war nach Inhalt und Form das tollste Zeug, dennoch war Alles voll Erstaunen und Bewunderung, daß der Geist Gottes aus einem einfältigen Menschen so trefflich reden könne. Selbst Leute, die in andern Dingen ein feines Urtheil und scharfen Verstand hatten, stimmten in dies Urtheil mit ein.

Gehen wir von den herrschenden Vorurtheilen zum Ab erglauben über, so wäre da allerdings viel zu schreiben. Allein gerade, weil er überall verbreitet ist, kann ich mich um so kürzer fassen. Hexen- und Hexenmeister-Glaube findet sich noch überall und stiftet viel Unheil. Nur ein paar Beispiele. Pfr. Irminger in Henggart erzählt: „Man wollte unsere Hebamme nicht mehr brauchen, weil sie eine Hexe sei, und es ging doch eben nicht gehexet zu, wo sie gebraucht ward. Junge Kerls konnten keine Frau mehr bekommen. Umsonst hielt ich die Hebamme bei Wochen Tag und Nacht im Pfarrhaus. Alles segnete sich, wenn man meine Kinder auf ihren Armen sah . . . Wenn schon die Männer darin erleuchteter scheinen, so sind die Weiber nicht zu belehren.“

Bemerkenswerth ist, was aus Wyhl über die Folgen des bekannten Wasterkingen-Hexenprozesses (1701) erzählt wird: „Wer will es den Leuten verdenken, wenn sie es kaum sich wollen ausreden lassen, Hexerei müsse doch kein Hirngespinst sein, weil sie wissen, daß erst noch vor 80 Jahren ihre damaligen Pfarrer, Landvögte, die ganze Landesobrigkeit die Sache so ernstlich angesehen und so fürchterlich bestraften . . . Immerhin ist's bei Weitem nicht so schlimm wie in einem benachbarten Kanton.“

„Da ist nämlich eine Filialgemeinde, die so im Ruf der Hexerei in der ganzen Gegend umher steht, daß aus diesem Grund keine fremde Weibsperson sich dahin verheirathen wird und keine einheimische sich anderswohin verheirathen kann. Daher waren unlängst ein Wittwer von 60 und ein Mädchen von 17 Jahren in die Nothwendigkeit versetzt, einander zu heirathen, wenn er eine Frau und sie einen Mann haben wollte.“

Besonders waren es die Viehärzte, welche die Leute im Aberglauben bestärkten und viele Krankheiten der Menschen, alle Krankheiten des Viehs auf Hexerei und Zauberei zurückführten. Die Leute wollten es auch nicht anders haben. Eberhard erzählt: „Ich habe einen Vieharzt gekannt, der ehrlich genug war, seinen Kunden zu sagen, die Lähmungen und Krankheiten ihres Viehs kommen von schlechter Wartung, von allzustrenger Arbeit, überhaupt alle von natürlichen Ursachen her, aber er verlor darüber seinen Kredit und seine Kundsame, ob er gleich vorher für sehr geschickt gehalten wurde.“

Ebenso wußten die Bauern den Zürcher Kalender zu strafen, als er verbessert (ohne die abergläubischen Zuthaten) herausgegeben wurde; man kaufte statt seiner nur einen andern Kalender, der dem Geschmack besser zusagte. Daß den drei heiligen Namen, speziell der Anrufung Jesu, besondere Kraft zugeschrieben wurde, ist bekannt, schon weniger, daß Manche (Wyl) nicht nur Kapuzinern, sondern auch protestantischen Geistlichen die Ehre anthaten, zu glauben, daß sie das Feuer beschwören und gestohlene Sachen entdecken können. Die Bibel, unter's Kopftüppen gelegt, heilt das Nachtwandeln. Weil bei der Verlängnung des Petrus der Hahn gekräht hat, haben die Vögel die Gabe, Zukünftiges anzukündigen (Lufingen) &c.

Ein eigenthümlicher Brauch wird aus Schöfislistorf berichtet: „Bei Hochzeiten wird dem Hochzeiter und der Braut, wenn sie aus der Kirche kommen, bei der Hausthür ein Stück Brod angeboten, wovon Beide einen Bissen nehmen und denselben sorgfältig aufbewahren im Glauben, daß jene, dessen Bissen zuerst schimmelig werde, müsse vor dem Andern sterben.“

Sonst sind wenig abergläubische Züge genannt, die heute nicht auch noch vorlämmen.

Der Inhalt dieses zweiten Abschnittes mag kurz in folgende Sätze zusammengefaßt werden:

Allgemein, hauptsächlich aber in Bauerngemeinden, finden wir das Vorurtheil, als ob Kirchenbesuch, BibelleSEN und Beten an und für sich ein verdienstliches Werk sei. Dies ist bei Beurtheilung des verhältnismäßig noch sehr befriedigenden kirchlichen Sinnes wohl zu beachten. Vom BibelleSEN wird wenig Frucht verspürt.

Nicht überall, sondern nur in einzelnen Landesgegenden finden sich falsche Begriffe betreffend göttliche Vorherbestimmung und Wirkungen des hl. Geistes.

Aberglaube, auch Hexenglaube regiert noch überall, in höherm Grade in Landestheilen, die an katholische Gegenden grenzen.

### c. Kinderzucht, häusliches Leben &c.

Was Kinderzucht, Verhältniß der Familienglieder untereinander, Schulbesuch &c. betrifft, so kann ich die allgemeine Bemerkung vorausschicken, daß sie in landwirthschaftlichen, wie industriellen Gemeinden viel zu wünschen übrig ließen. Hören wir zunächst den Bericht aus einem Bauerndorf (Schöflißtorf): „Bei dem nöthigen Unterricht der Kinder im Lesen, Schreiben, Auswendiglernen („denn von dem eigentlichen Religionsunterricht möchte ich nur gar nichts sagen“) muß das Meiste oder fast Alles in Schulen gethan werden. Die Eltern thun das Wenigste, ja sehr Viele gar nichts dabei. Vom fünften Jahr an ungefähr werden sie zur Schule geschickt (im Sommer nicht mehr als 2 Tage) . . . Das Schreiben auch unter den Töchtern kommt nun immer mehr in Aufnahme. Die Knaben aber lernen es alle, hergegen lernen sie selten rechnen . . . Es dünkt mich, daß die Eltern ihre Kinder meistenthalts mehr mit rohem, grobem Ernst, mit Anschnauzen und Beschelten, mit Drohen und Strafen, als mit Sanftmuth und Vorstellungen leiten und zurechtweisen . . . Von der reifern Jugend glaub' ich mit Grund sagen zu können, daß man sie

eben nicht sehr großer Ausschweifungen beschuldigen könne. Aber sie haben auch nicht Zeit dazu. In der Woche müssen sie arbeiten . . . Von Nachtfreveln, Muthwillen gegen Durchreisende weiß man hier nichts. Selten wird Unfug und Gelärm von Einheimischen nächtlicher Zeit auf der Gasse gehört . . . Die größte Ausschweifung ist das vielleicht an vielen oder den meisten Orten unsers Landes übliche Zulichtgehen oder Gadensteigen — meistens ohne Vorwissen der Eltern. Die Eltern wissen manchmal nicht, wo ihr Sohn an den Samstag- und Sonntagnächten herumschwärmt, oder wen ihre Tochter zu sich kommen lässt. Durch die allgemeine Ueblichkeit scheint es ihnen gleichsam privilegiert zu sein . . . Es sind mir nicht viele Ehen in hiesiger Gemeinde bekannt, die stets in offenbarem Streit und Zank leben . . . , aber bei vielen herrschet ein allzu gebieterischer Ton, und oft behandelt der Mann sein Weib nicht besser als eine Dienstmagd . . . Das Verhältniß zwischen Eltern und erwachsenen Kindern lässt viel zu wünschen übrig<sup>1)</sup> . . . Die Eltern müssen meistens die Heirathsgedanken ihrer Kinder, ja selbst die Zeit, wenn selbige ein gemachtes Eheversprechen vollziehen wollen, von fremden Leuten vorher vernehmen, ehe die Kinder selbst es ihnen entdecken. Aber „so hat's der Vater und der Großvater, die Mutter und die Großmutter auch gemacht“ heißt es auch da bei ihnen. Sind nun die Kinder verheirathet, dann eignen sich die jungen Eheleute meistens gar bald alle Meisterschaft zu und geben den Eltern das Leibding.“

Bei Geschwistern, besonders bei solchen ungleichen Geschlechts, ist vielfach Mangel zärtlicher Liebe zu verspüren. „Ist eine Tochter aus einem Haus verheirathet, so sieht es ihr Bruder nicht gern, wenn sie noch öfters in ihrer Eltern Haus kommt, aus Furcht, sie möchte zu viel daraus wegtragen . . . Unter den Meisterschaften und Dienstboten oder Taglöhner würde man gemeinlich keinen Unterschied beobachten. Man könnte größtentheils den Meister nicht vor dem Knecht und die Frau nicht vor

---

<sup>1)</sup> Henggart: „Das Band zwischen Eltern und erwachsenen Kindern ist, glaub' ich, auf dem Land überall locker“.

der Magd erkennen. Freilich ist auch nichts von Höflichkeit und Ehrerbietung der Dienstboten gegen die Meister zu sehen.“

Zur Ergänzung mögen noch einige Bemerkungen aus Lufingen folgen. Der dortige Pfarrer unterscheidet verschiedene Haushaltungen: solche, wo die Kinder mit christlicher Liebe und christlichem Ernst erzogen werden, aber auch solche, wo das gegenseitige Verhältnis ein rohes äußerliches ist und Alles auf Grobheit hinauskommt. „Andere Empfindungen, als die für's Gegenwärtige und Sinnliche haben sie keine. Alte, unvermögliche Eltern oder Schwiegereltern behandeln sie etwa nicht viel besser, als wären solche des Lebens nicht mehr werth.“ Da sind denn die Kinder oft „verschlagen und heimtückisch, andere verrathen sich durch ihren unbändigen Muthwillen und unverschämte Frechheit . . . Kommt etwa ein gewissenhafter Mann dazu, wenn die Buben zu Weide, bei Hause oder in Gesellschaft mit andern Kindern im Dorf ihre Ungezogenheit sehen und hören lassen, und er nimmt sich die Freiheit, sie nur abzumahnen, er wird schon mit dem bei den Eltern schlechten Dank erholen, und untersteht er sich, dem Unwesen durch Drohung oder durch wirkliche Anzeige zu steuern, so wird er dafür lange angefeindet werden.“

Aus Wyhl lauten die Berichte noch ungünstiger. Den Hauptgrund haben wir hier in der Strohhutindustrie, resp. den „Lichtstubeten“ zu suchen. „Da hält gewöhnlich der Vater seine eigene, die Mutter ihre eigene, ihre eignen Stubeten die größern Kinder beiderlei Geschlechts durcheinander und ihre eigne die kleineren. In diese Stubeten geht man am Morgen früh schon, kommt um 12 Uhr geschwind heim, speist zu Mittag, und flugs wieder weg, so des Abends wieder und bleibt dann bis 11—12 Uhr beieinander . . . . Da ist es, wo so viel möglich auf alle Art niedergesessen wird, was Lehrer und Prediger mit Mühe und Sorgfalt aufgebaut; da ist es, wo frühe in unverwahrte Herzen der Same gestreut wird zur Verachtung von Allem, was edel und gut ist, wo die Verleumdung Nichts unbefastet lässt, wo schon Manches seine Unschuld eingebüßt hat; da verabredet man alle nächtlichen Unfugen und bestiehlt nicht selten die Eltern, um so beisammen sich etwas zu gut zu thun . . .

Da mag der Seelsorger lange reden — „Nichts, das war stets so von Alters her!“ man verlacht solche Grillen.

Nach diesen Vorbemerkungen begreifen wir auch das, was weiter folgt: „Zwischen Eltern und Kindern, zwischen Ehegenossen, zwischen Verwandten herrscht selten wahre Liebe, Zuneigung, Vertrauen . . . Die meisten ehelichen Verbindungen schließt das Geld. Viele sind eine Frucht lang gepflogenen Umgangs, da man am Ende, bloß um Schande zu entgehen, sich verheirathet . . . Die Männer scheinen mir hier ihre Frauen nicht hauptsächlich als Lebensgehülfinnen, sondern als Mägde anzusehen, die zu ihren Befehlen sind.“

„Schlecht im Grunde, sehr schlecht ist es in den meisten Häusern mit der Kinderzucht bestellt. Schon die erste physische Erziehung wird sehr vernachlässigt . . . Noch mehr die sittlich-religiöse. Oft wird das Kind um einer Kleinigkeit willen unbarmherzig geschlagen, nachher übersieht man ihm das Gleiche oder bestraft es nicht, wo es doch Strafe verdiente. Dadurch werden die Kinder früh heimtückisch, und den rauen Ton, in dem die Eltern stets mit ihnen sprechen, gewöhnen sie sich auch an . . . In Gegenwart der Kinder alte Jugendstreiche zu erzählen und sich damit recht groß zu machen, das ist eine gewohnte Unbesonnenheit. Die Jungen merken sich das und sind sicher, durch die boshaftesten Weidbubenstreiche sich von den Vätern selten Schläge zuzuziehen . . . Viele Eltern, wenn ihre Kinder ein gewisses Alter, z. B. von 12—14 Jahren, erreicht haben, nehmen sich der Kleidung gar nichts mehr an, sondern überlassen ihnen hiefür einen bestimmten Theil des Verdienstes vom Hutflechten. Das spornt den Fleiß an, macht aber zugleich das Band zwischen Eltern und Kindern locker . . . Selten lernen Kinder zu Hause auch nur das Unser Vater auswendig. Alles wird dem Schulmeister überlassen, denn „der hat ja den Lohn dafür!“ — Zu all' dem bemerkt der Pfarrer noch ausdrücklich: „Mehr und minder gilt dies von der weit größern Anzahl Familien“.

Hören wir über denselben Punkt noch Einiges aus dem Toggenburg, wo wir uns früher schon bekannt machen und das leider auch hier wieder

in schlimmstem Licht erscheint: „In den Unterweisungsstunden der Neukommunitanten zeigt sich's oft, daß 17- und 18jährige Knaben und Töchter von den Geschichten des A. und N. Testaments so wenig wissen als ein neugebornes Kind . . . Die Kinderzucht ist, im Ganzen genommen, äußerst schlecht. Grund mag dieses sein, daß der Toggenburger meistens Kinder nicht für Segen, sondern für die größte Plage ansieht. Sollten Sie es glauben, daß ein Bürger meines Wohndorfs das Jahr 1782 vorzüglich glücklich und gesegnet für sich glaubte, weil ihm in demselben 3 Kinder verstorben waren? Daz eine sonst gescheite Frau öffentlich sagte: Zwei Kinder zu haben, sei eben recht, drei seien zu viel? . . . Kinder leben bis in's 6. und 7. Jahr ohne alle Zucht im Müßiggang dahin, lernen eher Zoten und Schwören, Fluchen, Lügen als die bekanntesten Gebetsformeln. Sagt man etwas dagegen, so heißt's: „Man muß das Kind nicht zwingen; es begreift es noch nicht“. Und ist's nun endlich nach Verlauf seines 6. oder 7. Jahres dahin gekommen, daß ein Kind zur Schule gehen muß, so stellt man sich nichts Erbärmlicheres vor, als unsere Toggenburger Schulen, die die Schande unsers Zeitalters sind. Hier herrscht kein Eifer, kein Ernst, weder auf Seite der Schüler, noch des Schulmeisters, noch der Eltern. „An Hausunterricht denken unter den 94 Haushaltungen, die mit Kindern begabt sind, kaum 6—7 . . . Sorglos schickt man Schulmädchen von Morgen bis in die Nacht in Stubeten, wo sie die unflätigsten Reden hören und belachen lernen. Je mehr Neuigkeiten sie nach Hause bringen, desto besser sind die Eltern zufrieden . . . Selten werden Eltern ihren Kindern etwas befehlen außer Fleiß zur Arbeit und auch dies nicht aus moralischen Gründen, sondern um der allherrschenden Gewinnsucht willen. Sonst kann ein Kind thun, was es will — es ist vor Schlägen und Bestrafung sicher genug, wenn nicht Vater oder Mutter aus andern Ursachen übler Laune sind. Ja ich kenne Haushaltungen, wo halberwachsene Kinder befehlen und Eltern gehorchen, und Letztere es öffentlich zu sagen sich nicht schämen . . . Im Haus regiert meistens der Mann despötzisch. Das süße Band ehelicher Liebe und zärtlichen Vertrauens ist den Meisten unbekannt . . . Doch kommt es selten zu Schlägen

und ihr point d'honneur will von Ehestreitigkeiten nichts wissen, daher ich auch keinem Geistlichen rathen würde, auch wenn er Augenzeuge wäre, etwa ein Wort darein zu reden; denn sicherlich käme er sehr übel an. Ebensowenig herrscht Liebe gegen Kinder, bis sie erwachsen und zur Arbeit tauglich sind.“

Es sei mir gestattet, hier noch zwei andere, nicht gerade hieher gehörende Bemerkungen aus der gleichen Gemeinde einzuschalten: „Beinahe lebenslängliche Schande haftet auf dem, der vor Pfarrer oder Stillstand berufen wird. Ungeschändet bleibt hingegen, wer alle Wochen auf's Schloß Schwarzenbach oder Amtshaus Lichtensteig citirt und da abgebüßt wird ... Dem öffentlichen Bettel geht nur eine Person nach. Ein Ehepaar, das sich selbst in äußerste Armut gestürzt hat, würde eher Hunger sterben, als dem nächsten Nachbar ein Stücklein Brod heischen; es ernährt sich, so gut es kann.“

Mit Rücksicht auf die heute so oft gehörte Klage, die Kinder wollen, sobald sie etwas verdienen, den Eltern gar nicht mehr gehorchen wie früher, sei hier noch Folgendes erwähnt: Bei dem überhandnehmenden Fabrikverdienst war in einigen Gegenden unsers Landes, vornehmlich wo die Baumwollspinnerei am Meisten getrieben wird, die Gewohnheit eingerissen, daß selbst noch minderjährige Kinder, sobald sie im Stand waren, durch Fabrikverdienst ihren täglichen Unterhalt zu gewinnen, entweder nicht anders bei ihren Eltern bleiben wollten, als um ein gewisses Kostgeld oder sich wirklich anderswo ver kostgelteten, woraus manche Unordnung, besonders aber Ungehorsam und Verachtung gegen die Eltern entstanden. 1779 ward dann ein Mandat herausgegeben, in welchem verboten ist, irgend einem Kind, das nicht wenigstens 12 Jahre alt ist, das Kostgeld abzunehmen. Altern Kindern aber soll erlaubt sein, mit Vorwissen von Eltern und Pfarrer sich in oder außer dem väterlichen Hause (aber nicht außer der Gemeinde) zu ver kostgelteten. (Heutzutage haben wir also nicht schlimmere, sondern bessere Verhältnisse<sup>1)</sup>).

---

<sup>1)</sup> Vgl. Wirz, Gesch. d. K. u. Sch. Zürich II, 128 ff.

Diesen ausführlichen Mittheilungen über das häusliche Leben, die Kinderzucht &c. in verschiedenartigen Gemeinden unsers Vaterlandes füge ich nur noch wenige allgemeine Bemerkungen über weitere Punkte bei, die für Beurtheilung des damaligen religiös-sittlichen Zustandes in Betracht kommen.

Aus allen Gemeinden wird übereinstimmend die Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit auch unbemittelster Leute gerühmt. Was also in dieser Hinsicht früher aus Kloten berichtet wurde, ist als allgemein gültig zu betrachten. Anderseits wird auch wieder Mangel an gemeinnütziger Sinn beklagt, besonders bei Wohlhabenden. Häuslicher Sinn artet mancherorts in Geiz aus und öfters, doch durchaus nicht allgemein, fällt dem berechnenden Haschen nach Vortheilen die Ehrlichkeit zum Opfer.

Ueberall ohne Ausnahme scheint jenes kleine und doch so gefährliche Glied viel Schaden angestiftet zu haben: Klatschsucht, Verleumdungs sucht, rohes Reden und Schwören waren allgemeine Sünden, und besonders das weibliche Geschlecht (hauptsächlich im Winter) stiftete mit seiner Zunge allerorts viel bedenklichen Schaden an. Es bedarf hiefür keiner besondern Beispiele.

Die Schule übte in dieser Zeit noch wenig moralischen Einfluß aus. Aus allen Berichten geht hervor, wie die Geistlichen sich Mühe gaben, sie zu heben, aber selten mit viel Erfolg. Beim Volk stießen sie auf Widerstand oder Gleichgültigkeit, und tüchtige Schulmeister waren höchst selten. Wo ein solcher war, wie z. B. in Seuzach, stand er in hohem Ansehen und das Interesse an der Schule erwachte.

Fast in keinem Berichte fehlt bei Aufzählung der Lichtseiten der Gemeinde das Lob, daß keine Neigung zum Separatismus und Pietismus vorhanden sei und daß allfällige Eindringlinge von Außen keinen Boden fanden. Leider zeigt's sich aber dem Beobachter bald, daß dieses Lob infofern sehr zu reduziren ist, als jene Abneigung vorwiegend in religiöser Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit ihren Grund hatte. Lesen,

Raisonniren, Nachgrübeln war die Sache des damaligen Bauern nicht. Das Gleiche dürfen wir nicht außer Acht lassen, wenn aus solchen Gemeinden (Schöfflistorf) berichtet wird: „Auch gibt es keine Freigeister, Religionsspötter oder Zweifler. Was man ihnen predigt, halten sie insgemein für wahr und kommt ihnen nicht leicht in den Sinn, es in Zweifel zu ziehen“.

Anders tönt es schon aus mehr industriellen Gegenden, z. B. aus dem Toggenburg: „Eher wird der Toggenburger ungläubig als frömmelnd und andächtelnd. Eher raisonnirt und disputirt er über die Gottheit und Menschheit Jesu Christi und bezweifelt die Geschichte seines Leidens, als daß er sich in die Jesuswunden verbergen würde“.

Damit stehe ich am Schluß meiner Berichterstattung über den religiössittlichen Zustand unsers Volkes vor der Revolution. Erwünscht wäre es gewesen, noch über andere Landesgegenden, Gemeinden am See, im Oberland, im Knonaueramt genauer unterrichtet zu werden, allein ich glaube kaum, daß damit zu dem Gesamtbild viel neue Züge hinzugetreten wären. Die Städte habe ich von vornherein außer Betracht gelassen, da sie einer Behandlung für sich bedürfen. So viel jedoch läßt sich mit Sicherheit sagen, daß auch da das religiöse Leben dem kirchlichen nicht entsprach und Vieles zu wünschen übrig blieb. Daß die Aufklärung hier schon mächtig ihr Haupt erhob und anderseits erleuchtete Männer, wie Heß und Lavater, mit Entschiedenheit auftraten und viel Anklang fanden, ist wohl bekannt, nicht zu vergessen aber, daß zwischendrein eine große Schaar Leute sich befanden, die zwar im Ganzen ehrbar lebten, aber herzlich wenig empfänglich waren für höhere Regungen.

Ueberblicken wir noch einmal alles Gesagte, so möchte sich in der That ergeben, was jener Vikar Brennwald in Kloten ausgesprochen hat: Wir finden Schönes und Häßliches durcheinander. Jene Zeit hat Vieles von der unsfern voraus; daß sie in Anderem hinter der unsfern zurücksteht, dürfen wir aber auch nicht vergessen.

Als Lichtseiten sind zu bezeichnen:

Die Beugung der großen Mehrheit des Volkes und — wir dürfen das hier wohl beifügen — der Obrigkeit unter die höhere Autorität des göttlichen Wortes.

Der fleißige Kirchenbesuch, das Bibellesen, die gläubige Annahme der christlichen Predigt können ja allerdings, wie wir sahen, nicht ohne Weiteres als Beweis religiösen Lebens gelten, aber so viel geht daraus klar hervor, daß das damalige Volk noch willig Gott die Ehre gab, jede Gabe mit Dank empfing als aus seiner Hand, Heimsuchungen als Strafe für Sünden empfand und frei war von sündlicher Selbstüberhebung und Gottlosigkeit.

Auf dem glücklichen Mittelweg zwischen Armut und Reichtum verrichtete die große Mehrheit fleißig ihr Tagewerk und war zufrieden mit ihrem Schicksal, hing auch mit Liebe und Vertrauen an einer wohlwollenden Obrigkeit wie an pflichttreuen Geistlichen.

Seinen christlichen Sinn behärigte das Volk ferner in christlicher Nächstenliebe, speziell in Barmherzigkeit gegen die Unglücklichen, in Dienstfertigkeit gegen die Gemeindeglieder.

Es fehlte nicht an Solchen, welche mit einem lebendigen religiösen Sinn auch ein wahrhaft christliches Leben in jeder Hinsicht verbanden.

Diesen Lichtseiten stehen folgende Schattenseiten gegenüber:

Die große Mehrheit begnügte sich mit einer äußerlich Gottesverehrung und gab sich keine genaue Rechenschaft über die angehörten christlichen Lehren.

Die schlimmen Folgen davon waren: Unempfänglichkeit für tiefere religiöse Eindrücke, krasser Überglauke und irrtümliche religiöse Vorstellungen; Kinderzucht und Familienleben waren sehr mangelhaft. Ferner zeigt sich große Selbstzufriedenheit bei vielsacher Sittenrohheit und mancherlei Ausschweifung, sowie mangelhafte Pflege der Geistesgaben.

Ferner werden aus dem Gesagten die allgemeinen Lehren zu ziehen sein:

Vaares Geld und Wirthshäuser haben überall Ausübung und Verschlimmerung des sittlichen Zustandes zur Folge gehabt.

Schule und Kirche haben offenbar im Unterricht der Jugend noch sehr Mangelhaftes geleistet, während sie zur geistigen, sittlichen und religiösen Hebung des Volkes Bedeutendes hätten beitragen können.

## II. Die Revolutionszeit (1798 und 1799).

Das große Ereigniß der französischen Staatsumwälzung machte zunächst, auch als in mehreren Schweizergegenden schon heftige Bewegungen stattgefunden hatten, im Kanton Zürich nur auf Einzelne Eindruck. Erst 1794 fand die Bewegung auch da allgemeinen Eingang durch das von Stäfa aus verbreitete und besonders am See gelesene „Wort zur Beherzigung an unsere theuersten Landessväter“. 1795 gerieten auch andere Gegenden, besonders die Herrschaften Grüningen und Knonau, in Gähnung, und die Regierung mußte von ihrer Gewalt Gebrauch machen. Der Ausgang dieses sog. „Stäfener Handels“ ist bekannt. Noch war der größere Theil des Kantons ruhig geblieben, da brach Ende 1797 ange-sichts der Drohungen des französischen Direktoriums gegen die schweizerische Regierung der Sturm los. Vergebens sprach am 5. Februar 1798 die Zürcher Obrigkeit Amnestie über die im Stäfener Handel Verurtheilten und die Gleichheit der Rechte zwischen Stadt und Land aus, die Bewegung griff weiter um sich, und am 13. März legte der Große Rath seine Gewalt nieder. Nun erst war die Zeit des allgemeinen Umsturzes gekommen, die Schweiz wurde ein Tummelplatz der fremden Heere, und erst mit dem Ende des Jahrhunderts hat auch der Freiheitstaumel sein Ende gefunden. Es sind diese zwei Jahre 1798 und 1799, die ich im Auge habe, wenn ich vom sittlich-religiösen Zustand unsers Volkes während der französischen Revolution reden möchte.

Vielfach werden diese Jahre als die Zeit des Umsturzes nicht nur der bestehenden Verfassung, sondern auch der religiösen und sittlichen Normen angesehen, so daß von diesem Zeitpunkt an die Verschlimmerung des religiös-sittlichen Zustandes herzudatiren wäre. Mit welchem Rechte? Diese Frage zu beantworten, ist eine nicht uninteressante Aufgabe.

Die kirchlichen Verhältnisse jener Jahre sind bereits von Herrn Antistes Finsler im Zürcher Taschenbuch 1859 pag. 131 ff. in höchst lehrreicher Weise dargelegt worden; ich kann mich also auch hier auf Schilderung des religiös-sittlichen Volkslebens jener Zeit beschränken und werde diese hauptsächlich auf folgende Aussätze stützen:

Pfr. Weiß (Dielsdorf): „Was hat die Revolution in den untern Gegenden des Kantons auf Religiosität und Sittlichkeit für einen Einfluß gehabt“? 1800 und 1801.

Abhandlung eines Ungenannten über den Zustand seiner Gemeinde bei und nach der Revolution (große Zürcher Fabrikgemeinde) 1800. — Vikar Schinz (Seengen), Religions- und Sittenwesen in einigen Gegenden des Kt. Aargau seit 1798 und 1800. — Die bisherigen Folgen der Revolution in einer großen Gemeinde des Kt. Thurgau. Von einem Ungenannten 1802.

Nicht ohne Grund sahen außer den Regierungen auch die Geistlichen mit Bangen dem herantobenden Sturm der Revolution entgegen, die nicht nur ihre persönliche Stellung zu einer gefährdeten mache, sondern alle gute Saat, die sie in den Herzen ausgestreut hatten, zu zerstreuen drohte. Manchen schien die Zeit des Antichrist's anzubrechen. Es sei hier nur eines Briefes gedacht, in dem sich der damalige Leiter der Zürcher Kirche (31. August 1798), der treffliche Antistes J. J. Heß, einem vertrauten Freund (Sulzer) gegenüber folgendermaßen ausspricht: „Däß vor der großen Stunde der Versuchung, die über den ganzen Erdboden kommen soll, Unruhzeiten als Vorboten vorangehen, ist sowohl dem natürlichen als dem göttlichen Gang gemäß. Däß auch die Unruhzeiten schon Segen mit sich führen, ist Gnade, ist Stärkung auf die Versuchungsstunde für den, der sie noch erleben soll und auch für den, der sie nicht selbst erlebt,

wohl aber Andere, die sie erleben werden, darauf vorbereiten soll . . . St. meint, wir seien schon mitten in der Antichristenthumszeit, was mir noch nicht scheint, wohl aber am Eintritt. Wir thun wohl, einander zu erinnern und aufzumuntern, so gut als Menschen es können . . . Erschütterungen bis zum Umfallen können heilsam, können nöthig sein. Aus dem an sich Guten des stillen, ordnungsmäßigen Ganges würde ein Schlendrian oder ein Maschinengang, wenn nicht der Herr zuweilen seine erschütternde Hand anlegte. Sehen Sie, was ich nur darum hier sage, weil ich nöthig finde, mir selbst es zu sagen.“

Den letzten Gedanken hatte Heß gegen den gleichen Freund schon am 24. August 1798 also ausgesprochen: „Wer weiß! Selbst was wider unsern Beruf erdacht ist, kann in Seiner Hand noch ein Förderungsmittel desselben werden. Erschütterungen der Anstalt können Erweckungen der Sache selbst, um derentwillen die Anstalt ist, sein. Ein gar zu stiller und ungestörter Ruhgang der Anstalt hat schon oft für die Sache selbst eingeschlafert oder gar gelähmt. Wie Mancher wird die in ihm liegenden Kräfte nun wieder hervor suchen, anfangen und die noch nicht in ihm liegenden sich erbitten müssen — Beides zum Behuf der guten Christensache. In dieser Rücksicht — und vielleicht auch noch in andern — möchte ich wirklich manchmal dem Religionswesen zu dieser Lage der Sache eher Glück wünschen als es beklagen.“

Hören wir nun, inwieweit der damalige Vorsteher der Zürcher Kirche richtig gesehen hat!

Vorauszuschicken ist, daß aus sämmtlichen genannten Arbeiten, mit Ausnahme derjenigen aus dem Thurgau, hervorgeht, wie wenig die revolutionäre Bewegung unmittelbar aus dem Volke selbst hervorwuchs. Von einer Bauerngemeinde wie Dielsdorf wird es uns am Wenigsten überraschen, wenn von ihrer Antipathie gegen die revolutionären Neuerungen folgendermaßen berichtet wird: „Zufrieden mit ihrem gesegneten Wohlstand wünschten die glücklichen Bewohner des Neuamts und des von Gott so außerordentlich gesegneten Wehnthals sich keinen bessern Zustand . . . Dies wußten die Anpreiser der neu zu schaffenden Glückseligkeit . . . Als sie

sahen, daß ihre süßlingenden Worte in diesen Gegenden abprallten, so versuchten sie es nun mit Terrorismus. Unsere friedlichen Gegenden wurden von allen Seiten her mit nächtlichen Überfällen, Mord, Raub und Brand bedroht. Undurch gewannen die wenigen Anhänger der Revolution in unsren Gegenden einen freien Spielraum . . . Weit der größere Theil auch der benachbarten Gemeinden blieben — wenn sie auch öffentlich anders reden mußten — ihrer innern Überzeugung getreu, daß die Revolution unmöglich gute Folgen haben könne.“

Aehnlich tönt es aber auch aus einer (ungenannten) großen Zürcher Fabrikgemeinde (Baumwollspinnerei): „Ob die Gemeinde auf eine der gleiche Umwälzung der Dinge von selbst gerathen sein würde? Ich glaube es nicht. Aber so wie ihre Bürger dessen mehr und minder empfänglich gewesen, so bedurfte es nichts weiter, als bei einer jeden Klasse diejenigen Anlockungsmittel in Anwendung zu bringen, die bei ihr die wirksamsten sein würden. Und diese Bemühung gelang. Dem armseligen Spinner verhieß man niefahlende Arbeit und bessere Belohnung, demjenigen, vor dem er zunächst abhing, Freiheit des Handels, dem Unterbeamten Erhebung zu höhern Stellen, dem Zahntpflichtigen — gleichviel, wem der Zahnten zukommen möge — Befreiung von dieser, wie es hieß, unrechtmäßigen Abgabe, dem mit Schulden Belasteten Entlastung von seiner Bürde, dem Ehemann, der seiner ersten Geliebten satt war, die Aussicht, sich von den ihn beschwerenden Banden auf die unschwierigste Weise losmachen zu können . . . kurz Jedem, was ihn für die neue Gestalt am Chester gewann.“

Anders im Thurgau, wo das Volk oft und viel über seine Regenten — und zwar weit mehr über die niedern als über die höhern Beamten — zu klagen hatte. Mit Begeisterung strömte am 3. Februar 1798 Alles in die Kirche und beschloß mit Einmuth, völlige Freiheit und Gleichheit zu fordern. Allein die Begeisterung legte sich, sobald das Büchlein der neuen Verfassung anlangte; denn „die alte Appenzeller Verfassung lag ihnen im Kopfe. Allein da die Treiber nun einmal im Land waren und es hieß: Nehmet ihr's nicht an, so bekommt ihr Franzosen, was

wunders, daß man endlich in die Nuß biß! . . . Ein Jubeltag ohne seinesgleichen war dann aber wieder der große Feiertag der Beschwörung der neuen Konstitution . . . Zum Entzücken wohl gefiel den armen Leuten die Sirenenmusik der Stadt- und Landjungfern in den weißen Kleidern, bekränzt mit dünnen Kränzen und Rosen. So Etwas sahen wir noch nie, sprach dieser — so Etwas hörten wir noch nie, ein Anderer. Es lebe das Vaterland und Freiheit und Gleichheit! Vorher waren wir arme Sklaven, nun geht uns einmal das Licht auf — wir sind in die glücklichste Zeit gekommen!" Nehnlicher Jubel herrschte bei Aufrichtung der Freiheitsbäume.

Es zeigt sich auch da wieder, wie das, was von einer Landesgegend berichtet wird, nicht von jeder andern gilt, sondern wie auch auf die revolutionäre Bewegung in den verschiedenen Landestheilen die Art des Volkscharakters, der Beschäftigung, der bisherigen Regierung sehr bedeutend einwirkte. Was vom Thurgau gesagt ist, gilt gewiß auch von manchen Gemeinden unsers Kantons, speziell denen am See. Um so interessanter ist, daß schließlich aus revolutionsfreundlichen wie revolutionsfeindlichen Gegenden, aus dem Thurgau wie Aargau, über den Einfluß der Revolution auf das religiös-sittliche Leben dasselbe berichtet wird, was der Pfarrer zu Dielsdorf kurz so zusammenfaßte: „Wer vorher Unrecht gethan hatte, der thut es jetzt ohne alle Scheu und öffentlich; wer hingegen gerecht war, der liebt und übt auch jetzt noch die Gerechtigkeit."

Treten wir nun in's Einzelne ein! Nicht uninteressant ist es, zunächst den Ausführungen von Vikar Schinz zu folgen, welcher drei Zeiträume während der Revolution unterscheidet. Man könnte denselben die Überschrift geben: 1. Die drohende Gefahr weckt die religiöse Empfänglichkeit. 2. Entwicklung der Leidenschaften während der Sturm- und Drangperiode. 3. Die Zeiten bessern sich wieder.

Erste Periode. „Eine Bangigkeit, der ähnlich, die wir vor einem drohenden schweren Gewitter zuweilen empfinden, drückte vor dem Ausbruch der Revolution auf die Herzen vieler Einwohner. Das Gefühl eigener Schwäche und der Unentbehrlichkeit eines höhern Schutzes wurde

bei Manchem lebendig erweckt. Man wollte dieses Schützen sich versichern, aber dazu freilich bloß die Mittel anwenden, die am wenigsten Anstrengung und Aufopferung kosteten. Der öffentliche Gottesdienst wurde fleißiger besucht und in mancher Haushaltung der Morgen- und Abendsegen mit mehr Pünktlichkeit gelesen. Die Eltern ermahnten ihre Kinder zu mehr Gottesfurcht. Nun brach die Revolution und mit ihr fremde Truppen über unser Land ein. Ein allgemeiner Schrecken darüber verbreitete sich. Die grausamen Auftritte, die gewaltthätigen Bedrückungen, die wir bald erfahren mußten, demüthigten und gaben eben deswegen den Herzen eine Empfänglichkeit für religiöse Bestrafung, Ermahnung, Tröstung, wie ich sie in den Jahren, wo ich zu beobachten im Stand war, noch nie gefunden habe. Es war ein Zeitpunkt, wo der aufmerksame und gewissenhafte Religionslehrer, wenn er ihn mit Klugheit und ungesäumt zu benützen wußte, gewiß mit sehr gesegnetem Erfolg thätig sein konnte"...

„Das Beispiel und Betragen der Franzosen war zwar in den ersten Wochen ihres Aufenthalts beinahe schlimmer noch als in der Folge. Allein es brauchte einige Zeit, ehe es mit Kraft zu wirken anfing. Man entsetzte sich anfänglich noch ob Manchem. Es war noch ein Ehr- und Anständigkeitsgefühl von den ehemaligen Uebungen und Gewohnheiten her zurückgeblieben, das nicht ganz auf einmal konnte ausgelöscht werden ... Religiosität und Moralität des Volkes schienen wirklich eher zu gewinnen als zu verlieren. Bei Vielen war es freilich nur Außenwerk. Sie wollten durch Kirchengehen, Bibellesen und Beten bei Gott etwas abverdienen, damit die Zeit des Druckes desto bälder wieder aufhöre und man's desto eher wieder ungehindert im Alten könne fortgehen lassen. Aber auch bei Solchen war diese religiöse Uebung nicht ganz ohne Nutzen. Sie enthielten sich doch wirklich in der Zeit eher dieses oder jenes Fehlers, dessen sie sich sonst gewohnt waren ... Ernsthaftigkeit und Nachdenken wurden erweckt, an den religiösen Uebungen nun mit wirklichem Interesse Anteil zu nehmen ... Bei denjenigen dann, denen die Religion und ihre Lehren von jeher wichtig gewesen, wurde gewiß in diesen Zeiten die Achtung, Liebe und Dankbarkeit, die sie für sie hatten, außerordentlich belebt und

erhöhet . . . Die Guten und christlich Gesinnten lernten sich in dieser Zeit näher kennen und hochschätzten, sie schlossen sich fester aneinander an und ermunterten und stärkten sich gegenseitig, dem Bösen bei sich und Andern durch Beispiel und Belehrung zu widerstehen . . . Es gab sehr Viele, auf die die dermaligen Umstände heilsam wirkten und die daraus zum Anfang eines christlichen Lebens wahren Gewinn zogen. Dieser Gewinn ging freilich bei einer großen Menge bald wieder verloren, aber ich glaube, es wäre jetzt mancher Schlimme noch schlimmer und mancher Gute weniger gut, wenn er nicht in jenem Zeitraum noch hie und da eine nützliche Belehrung und Warnung zu vernehmen oder einen guten Vorsatz zu fassen Gelegenheit gehabt hätte.

„Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich war dieser Zeitraum in den eigentlich revolutionären Gegenden von sehr kurzer Dauer oder gar nie vorhanden (die andern Aufsätze unterscheiden nicht deutlich verschiedene Perioden, verrathen sie jedoch gelegentlich doch). Allein in derjenigen, in der ich zu wohnen das Glück hatte, konnte man ihn nicht unbemerkt lassen.“

Zweite Periode. „Es folgte in Absicht auf den Gang des Religions- und Sittenwesens ein zweiter Zeitraum, der alles Gute, was der erstere hie und da zu bewirken geschienen hatte, wieder zu zerstören drohte und bei Vielen wirklich zerstörte.“ Der Besuch des Gottesdienstes verminderte sich, zunächst wegen der Einquartirung, die man nicht gern allein zu Hause ließ, nachher, weil sich die Leute an's zu Hause bleiben gewöhnt hatten. „Es war auffallend, wie man jetzt in dem Morgen-gottesdienst meistens nur unverheirathete junge Leute bemerkte.“ Der Hausgottesdienst, resp. das Bibellesen, wurde durch die Einquartirungen gestört, vielfach zum Gegenstand des Spottes derselben gemacht, so verzichtete man lieber darauf. Ebenso nahm der Besuch der Kinderlehren ab; es kam nur noch, wer kommen wollte. Die Hauptabhaltung war der Tanz. Die Regierung hatte denselben vorher sehr eingeschränkt. Jetzt hingegen erlaubte man sich, jeden Sonntag zu tanzen. Man fing oft schon während des Gottesdienstes an und endete in der späten Nacht;

die sittenlosen Franzosen übten da den schlimmsten Einfluß auf die Jugend aus. Pfarrer und Kirchenvorsteher gab man zu verstehen, daß man jetzt ihren Ermahnungen Nichts mehr nachzufragen habe. „Unvertragsamkeit im gesellschaftlichen Umgang und Streit in den Haushaltungen, schlechte Aufsicht im Haus und schlechte Beschulung der Kinder außer demselben, Ungehorsam gegen die Eltern, Ausgelassenheit, Wohlustliebe, so lange die zunehmende Armut es nicht hinderte; auch Unmäßigkeit, persönliche Kränkung ehemals geachteter Männer, unverschämte Reden gegen die Religion nahmen besonders schnell und allgemein in der Zeit überhand, wo die neue Freiheit am eifrigsten verkündigt und gerühmt wurde. Am stärksten zeigten sich diese Folgen bei der erwachsenen und heranwachsenden Jugend.“ Auch unter den schwierigsten Umständen aber konnten die christlichen Religionslehrer doch oft mit ausgezeichnetem Nutzen und Segen wirken.

Es folgte eine dritte Periode: Die Zeit der Ernüchterung. Die schlimmen Folgen einer falschen Freiheit wurden nur allzuspürbar. Mancher war durch Schaden klug geworden und kam durch seine Erfahrungen zu einem viel lebendigeren Glauben als er ihn früher gehabt hatte. Man schenkte den Lehren der Religion wieder ein aufmerksameres Gehör, sonderte sich eher von Spöttern und Lasterhaften ab, setzte Misstrauen in sie und zeigte ihnen öfter Mißbilligung und Verachtung. In den Gemeinden wurden revolutionäre, oft unmoralische Vorgesetzte wieder eher entfernt, um gemäßigtere Ehrenmänner an ihren Platz zu setzen. Besuch des Gottesdienstes, häusliche Andachtsübungen, Kinderzucht und Schulwesen nahmen wieder eine Wendung zum Bessern. Hass und Abneigung lehrten sich nicht mehr gegen Bern, sondern gegen Alarau, das man, wenn nicht als Stifter, doch als eifrigsten Beförderer der Revolution ansah. Ordnung im Haushwesen, Sparsamkeit und Mäßigung nahmen wieder überhand. Günstig wirkte in dieser Hinsicht besonders das Fehlen des Weins seit 2 Jahren und die entstandene Theurung. „Die Liederlichgebliebenen sind freilich mit der Zeit auch wahrhaft liederliche Lumpen geworden. Aber die Zahl derer ist weit die größere, die auf

dem Wege gewesen, liederlich und unmäig zu werden und die jetzt durch die Umstände davon abgehalten und zurückgebracht worden.“

Schließlich stellt der Verfasser die schlimmen und guten Folgen der ganzen Revolutionszeit einander folgendermaßen gegenüber:

**Schlimme Folgen:** 1. Vermehrung der Unkeuschheit in Reden und Handlungen, besonders auch unter dem weiblichen Geschlecht, wovon die Aerzte am Besten zu erzählen wissen. 2. Vermehrung des Unglaubens, besonders zu Tage tretend in frechem Spott über Gott, Christum, Bibel und religiöse Anstalten. 3. Verminderung der Achtung gegen alle Behörden, Personen, Einrichtungen, die zur Erhaltung der Ordnung und Sittlichkeit und zur Beförderung des Unterrichts dienen. 4. Müßiggängerei und diebischer Bettel. 5. Ungeheure Vermehrung der Streithändel und Prozesse. **Schlimme Advokatenwirthschaft.**

**Gute Folgen:** 1. Vermehrte Anhänglichkeit der Guten und christlich Gesinnten gegen die Religion der Christen und untereinander. 2. Mehr Ernst, Sparsamkeit und Ordnung im Hauswesen, mehr Selbstbeherrschung, mehr Fleiß und Arbeitsamkeit, mehr Genügsamkeit und Zufriedenheit auch bei einem bescheidenen Theil, mehr Mäßigkeit und — so sehr sie von einer andern Seite her vermehrt wurden — von dieser Seite her wenigstens weniger Ausschweifungen. 3. Richtigere und wahrere Begriffe von manchen Personen und Sachen.

Werden gute und schlimme Folgen gegen einander abgewogen, so ergebe sich aber, daß letztere überwiegen, jedoch durch erstere erträglich gemacht werden.

So weit unser aargauischer Berichterstatter. Seine Ausführungen werden durch die Berichte aus andern Kantonen fast durchweg bestätigt, und nur wenig ist zur Ergänzung hinzuzufügen. Wenn, wie der Berichterstatter andeutet, die erste und zweite der von ihm unterschiedenen Perioden an manchen Orten nicht wohl auseinander gehalten werden können, so treten uns doch überall in der Revolutionszeit zwei Hauptperioden entgegen, nämlich zuerst eine Zeit allgemeiner und größter Ungebundenheit. Das Volk (einen guten Kern immer ausgenommen,

der unter den vielen Wirren innerlich mehr und mehr heranreiste), geführt und gelockt durch verhältnismäßig wenig prononcierte Revolutionäre, lehnt sich auf nicht nur gegen die weltliche, sondern auch gegen die geistliche Obrigkeit, ja gegen Gott selbst. Geistliche und Kirchenvorsteher werden befeindet, verspottet, verklagt, von Agenten möglichst chikanirt<sup>1)</sup>; Leichtsinn, Unkeuschheit, Liederlichkeit, Zuchtlosigkeit der Jugend nehmen überhand. Darauf folgte überall eine Periode der Ernüchterung. Man sah die schlimmen Folgen der Ausschreitungen (Verarmung, allgemeine Zuchtlosigkeit &c.), sah sich getäuscht in all' den glänzenden Erwartungen, welche die Revolutionäre geweckt und genährt hatten, erkannte wieder, daß die Geistlichen mit ihren Warnungen doch recht gehabt haben, daß christliche Religion und Sittlichkeit eben doch unumgänglich nothwendig seien zum Gedeihen des Gemeinwesens wie zum Glück der Familien und jedes Einzelnen. So erfolgte eine Umkehr zum Bessern von der Art, wie sie uns bereits aus dem Margau berichtet worden.

Zur Erhärtung und Veranschaulichung des Gesagten, sowie zur ermöglichen eines unbefangenen Urtheils über die guten und schlimmen Folgen der Revolution hinsichtlich des religiösen und sittlichen Volkslebens mögen nun noch einige Auszüge aus den andern Aufsätzen über jene Zeit folgen.

Pfr. Weiß zu Dielsdorf<sup>2)</sup> führt uns in eine Landesgegend, wo die Revolution von Anfang an keinen empfänglichen Boden fand und sich ihre schlimmen Einwirkungen auch am wenigsten spürbar machen konnten. Daß seine Schilderung nur für diese Gegend und höchstens für den nord-

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber besonders den schon erwähnten Aufsatz von G. Finsler, Zürcher Taschenbuch 1859.

<sup>2)</sup> 1799 wurde Dielsdorf und Umgebung hart mitgenommen. Im Sommer kampierten 5—6000 Mann österreichische Kavallerie 2 bis 3 Wochen um das Dorf her und zehrten das Heu gänzlich auf, so daß im nachfolgenden Winter die Gemeinde völlig davon entblößt war (J. Vogel, Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich, I. Band.

westlichen Theil unsers Kantons, nicht aber z. B. für die „aufgeklärten“ Seegemeinden gültig ist, muß darin ausdrücklich bemerkt werden.

Zunächst werden die Lichtseiten hervorgehoben. Vom Besuch des Gottesdienstes röhmt der Verfasser: „In unsern Gegenden glaubte kein einziger Mensch, ausgenommen da und dort ein einzelner Freigeist, daß der Gottesdienst nur „erlaubt“ (§ 96 der Konstitution) sei, sondern man glaubt jetzt noch steif und fest, daß der Gottesdienst von Gott geboten sei . . . Man hörte die Zeit her öfters von redlichen Christen sagen: Ach, wir wollen gerne Alles leiden, aufopfern und hergeben, wenn man uns nur unsere Religion läßt! Der öffentliche Gottesdienst ward desnahen, auch seit der Revolution, nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern auch in den meisten Gemeinden in der Woche zahlreich besucht . . . Es herrscht dabei feierliche Stille und Andacht. Es gibt Mehrere, die, wenn sie nach Hause kommen, den Text und die Abtheilung aufschreiben, und dem Prediger nach Verfluß von etlichen Jahren noch sagen können, worüber er bei diesem oder jenem Anlaß gepredigt hat . . . Die Sakramente stehen immer noch in vollster Achtung . . . Als sich bei Aufrichtung der Freiheitsbäume das Gerücht verbreitete, daß nun die Kinder nicht mehr getauft, sondern nur ihre Namen in das Gemeindebuch eingetragen und sie dann à la mode française zu dem Freiheitsbaum behufs Vornahme des bekannten Gaukelspiels gebracht werden sollen, erfüllte dies falsche Gerücht alle christlich gesinnten Gemüther mit Unruhe“ . . . Als Beweis für die Werthschätzung des h. Abendmahls führt Pfr. Weiß an, daß sich am Sonntag vor Betttag (1800) 243 und am Betttag selbst 245 Kommunikanten einfanden (Dielsdorf zählte damals 554 Seelen). Die Kinderlehrnen werden von Jungen und Alten immer noch fleißig besucht, der alte Katechismus in Ehren gehalten . . . Die Schulen haben keinen Schaden gelitten. „Man kann eher sagen, daß da und dort etwas Gutes befördert worden sei, indem sich die Seelsorger alle Mühe geben, den Knaben von 10—12 Jahren Unterricht zu ertheilen im Rechnen, Geographie, vaterländische Geschichte und Naturwissenschaft, wodurch sie trachten, den Distriktschulen vorzuarbeiten“ . . . Die niederträchtigen An-

griffe gegen den Predigerstand haben gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, „nämlich unser Ansehen bei den Gemeinden nur noch mehr zu befestigen, besonders jetzt, da man es einsieht, daß Alles so kommt, wie wir es schon vor mehreren Jahren vorausgesagt haben.“

Auch in sittlicher Hinsicht hat die Revolution nicht nur Schlechtes gewirkt. Die Geduld erreichte bei Vielen eine bewunderungswürdige Stufe. Das Vertrauen auf Gott und seine weise Vorsehung nahm zu, je größer die Noth wurde, ebenso die Wohlthätigkeit gegen die Leidensgenossen.

Die Schattenseiten der Revolutionszeit aber sind die: „Sie hat die, welche in ihrem Christenthum kalt waren, noch kälter, noch frecher gemacht, und die Lauen stiegen allmälig zum Kalten herab, d. i. sie werden immer gleichgültiger gegen Religion und Sittlichkeit . . . Von eigentlicher Irreligiosität, Atheisterei, Religionsspöttereи finden sich in hiesigen Gegenden noch wenige Spuren. Einzelne Freidenker gibt es wohl, die frech genug sind, atheistische Grundsätze auszubreiten. Ihr Wandel ist aber dabei von einer so allgemein bekannten ärgerlichen Beschaffenheit, daß sie kein Gehör, wohl aber allgemein verdiente Verachtung finden.“

Um so mehr Schaden litt die Sittlichkeit. „Es entstund eine Zügellosigkeit, die die schönen Namen Freiheit und Gleichheit zu Begehrungen jeder Schand- und Frevelthat entweihte und mißbrauchte, da man jede noch so schändliche That damit zu entschuldigen, ja sogar als eine Heldenthat zur Nachahmung anzupreisen suchte. Es entstund ein allzu sichtbarer Mangel an Unterwerfung, verbunden mit einer unsinnigen Verachtung der Kirchenzucht, ein empörender Troß und eine halsstarrige Widersetzlichkeit der Kinder gegen ihre Eltern und Lehrer, eine bis zum Entsetzen gehende Raubgier und Frevel der Nachtschwärmer, die in einer Nacht ganze Bäume leeren und verderben und die Weinberge plündern. Es entstund bei reichen Bauern ein Eigennutz, der an die unbarmherzigste Härte grenzte. Es entstund eine fürchterliche Zwietracht, die alles Gute unwirksam macht und der Bosheit und Nachsicht den Weg bahnt.“

Bei dieser dunkeln Schilderung des durch die Revolution bewirkten schlimmen Sittenzustandes ist wohl vorwiegend an jene erste schlimme Zeit des Umsturzes zu denken, während mit der zweiten Periode auch auf sittlichem Gebiet eine Wendung zum Bessern eintrat.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf jenen Kanton, wo, wie schon früher gezeigt worden ist, ähnlich unsren Zürcher Seebezirken, der revolutionäre Umsturz mit Jubel begrüßt wurde, auf den Kanton Thurgau. Hier äußert sich der Berichterstatter folgendermaßen: „Die Revolution hatte auch in unserm Kanton in Bezug auf das Religionswesen unstreitig ihren mehr schädlichen als nützlichen Einfluß, doch ist vielleicht kaum ein Kanton, wo wenigstens die äußerliche Achtung gegen die Religion und ihre Diener sich im Ganzen minder verloren hätte als im Kanton Thurgau.“ Handwerker, Bauern, Taglöhner lassen es selten daran mangeln; wo sich Verächtlichkeit zeigt, sind es meistens die Herren des Dorfes, Handelsleute, Fabrikanten . . . „Schwerlich wird einer von meinen Amtsbrüdern im Thurgau sein, der sich über allgemein schlechten Kirchenbesuch beschweren wird, ausgenommen, was die Wochenpredigten angeht, wo nicht Verachtung der Religion sondern die bäuerliche Arbeit der Grundschwächern Besuches ist. Die sonntäglichen Predigten hingegen wurden während und seit der Revolution sehr fleißig besucht, ebenso die Kinderlehren.“

„Würde ich über etwas klagen, so wäre es über das, daß die Nebenstunden des Sonntags oft heillos hingebracht werden und daß oft bei der größten Armut der mindern Volksklasse Alles verschwendet wird, was Gütherzigkeit hingibt . . . Der Dämon des Leichtsinns hat die Thurgauer bei der Revolution nicht verlassen; er beherrscht sie mehr als je, und die Prozeßsucht herrscht wie unter der alten Ordnung der Dinge. Den Luxus lassen sie nicht fahren, wenn sie auch wissen, daß ihnen bald Alles unter den Händen weggeschält wird. Sie spielen, sie feiern bis in die Nacht hinein mit Hastigkeit und oft sehr hoch und versetzen lieber Alles, als daß sie nach einem Verlust das Spiel meiden sollten. Die Beschwerden der Revolution haben sie bis dahin nicht enthaltsamer gemacht; wenn sie schon klagen, so klagen sie nur darum, weil das, was sie an den Staat zahlen

müssen, nicht mehr zu ihrem Vergnügen dienen kann . . . Was die Zugen d betrifft, so hat sich durch die Revolution, etwas mehr Frechheit ausgenommen, keine große Veränderung bemerken lassen. Freilich war auch da der Aufenthalt der Franzosen schädlicher als Mancher dachte. Die erwachsenen Töchter hatten viele Gefahren um diese Wespen her auszustehen. In jedem Dorf gab's ein Haus, das sie „Numero Lustig“ nannten, doch kamen keine Nachkommen zum Vorschein und keine Tochter verließ das Haus der Eltern. (Ungünstiger lautet der Bericht des Pfarrers zu Amrisweil: „Ich hatte manches uneheliche Kind zu tauften; es gab Mädchen, die wirklich Coquetten waren und hernach vor lauter Verliebtheit Narren wurden, die man anschließen mußte.“) Um so dreister und ausgelassener wurden die ältern Knaben. Von unerhörter Frechheit waren die zurückgekommenen „18,000er Bursche“, gewöhnt an Fressen, Saufen, Tanz u. s. f.“ Sie steckten die andern Burschen an und die Municipalitäten thaten nichts gegen ihre groben, bis tief in die Nacht sich erstreckenden Ausschweifungen.

Dann aber weiß der Berichterstatter auch wieder zu rühmen: „Die Revolution hat auch dem Thurgau viel genützt und schwerlich ist ein Kanton, der sich bei der Revolution besser verhalten hat, wie der Kanton Thurgau. Man sah nirgends auffallende Unruhen. Geduld, Dienstfertigkeit, Wohlwollen traten überall zu Tage. Nur das war oft der Fall, daß man auf die schimpfte und schmähte (Lemaner und Stäfner), die das Signal zu all' den kläglichen Auftritten in unserm Vaterland gegeben hatten . . . Gegenwärtig (März 1802) ist es im Thurgau noch besser, Pfarrer sein. Das Volk wäre zufrieden, wenn nur einmal eine bestimmte Ordnung käme, sie möchte zuletzt auch kommen, woher und wie sie wollte. Man ist der ewigen Konstitutionen müde.“

Bemerkenswerth ist noch folgender Zug von Vaterlandsliebe: „Ich habe die Bemerkung gemacht, daß mehrere Kranke, so sehr sie auch leiden mußten, doch um der Zukunft willen das Leben behalten zu können wünschten und mir auf die Frage: Würdet ihr nicht gerne sterben? antworteten: Wenn es Gottes Wille ist, so will ich diesem Willen folgen,

doch nimmt es mich auch Wunder, wie es noch unserm Vaterland gehen werde. Indessen gibt es auch Menschen, die aus Neberdrüß und Ekel an der gegenwärtigen Lage den Tod wünschen, und denen er heute willkommener als morgen wäre. Ja man hat sogar Beispiele von Menschen im Thurgau, die sich das Leben genommen haben, weil sie sahen, daß alleshausen und Sparen doch nichts helfen wollte.“

Zur Ergänzung des in den besprochenen Arbeiten Dargelegten mögen noch folgende Bemerkungen dienen<sup>1)</sup>: Im Jahr 1800 wurde zur Besprechung der kirchlichen Verhältnisse des Kantons durch die asketische Gesellschaft ein Generalkongreß sämtlicher Geistlichen veranstaltet. 118 Mitglieder wohnten demselben bei und hörten drei Referate (die oben genannten) über den Einfluß der Revolution an. Die Diskussion hob Folgendes hervor: Überall herrsche die erbärmlichste Anarchie, die Schulkinder gehen schaarenweise betteln. Das Volk sei nicht gerade irreligiös, aber unverständlich, und von Aufklärung keine Rede. Gott habe diese Umstände hergeführt zur Demüthigung aller Stände, auch des geistlichen, aber zugleich zu dessen Erweckung. Am zweiten Tage wurde zuerst der Einfluß der Revolution auf die Krankenbesuche besprochen (es sei merkwürdig, daß die Leute viel lieber sterben als sonst) und dann — sehr bezeichnend dafür, daß die französischen Verbrüderungsideen auch bei den Geistlichen Boden gefunden hatten — das Thema behandelt, wie die jetzige Duldung zwischen Katholiken und Reformirten im Vaterland befestigt und befördert werden können. (Hierzu wurde vorgeschlagen: Feier eines jährlichen Festtages der religiösen und politischen Duldung für beide Konfessionen in ganz Helvetien, Privatumgang und Korrespondenz der Geistlichen beider Konfessionen, Aufnahme von Katholiken in die asketische Gesellschaft. Die Diskussion ging aber nicht näher darauf ein.)

Aus all' dem Angeführten möchte über den religiösen und sittlichen Zustand unser Volkes während der Revolution Folgendes hervorgehen: Die schlimmen Folgen derselben überwogen die guten beträchtlich, besonders

<sup>1)</sup> Festschrift zur Feier des 100jährigen Jubiläums der asketischen Gesellschaft, S. 49 f.

in der ersten Periode. Als solche sind hauptsächlich zu nennen: Gleichgültigkeit und Feindschaft vieler gegen die Kirche und Verwilderung der Sitten. Dagegen dürfen auch die Segnungen der Revolution nicht verkannt werden als da sind: Vertiefung des christlichen Sinnes und Läuterung der Gutgesinnten, sowie Bewährung einer Reihe christlicher Tugenden. Im Ganzen jedoch kann nicht behauptet werden, daß sofort eine durchgreifende Aenderung gegen früher stattgefunden habe, und daß mit der Revolution der Geist des Unglaubens herrschend geworden sei, noch weniger, daß die Kirche dadurch eine eigentliche Erneuerung erfahren hätte.

### III. Die Jahre nach der Revolution.

Wenn in der Revolutionszeit selbst auf die zuerst erfolgte Verschlimmerung wieder eine spürbare Besserung der religiös-sittlichen Zustände folgte, so liegt die Frage nahe, welche Nachwirkung die Revolution, überhaupt was für Zustände die folgenden Jahrzehnte zeigen. War die Besserung eine nachhaltende oder eine schnell wieder vorübergehende? Der Beantwortung dieser Frage möge der dritte Theil der Abhandlung gewidmet sein. Als Grenze für diesen ist das Jahr 1830 zu setzen, mit welchem für unser Volk in jeder Beziehung eine neue Periode angebrochen ist.

Zur Beurtheilung dieser Periode liegen mir wieder eine Reihe von Gemeindeschildерungen vor. Schon ein bloßer Blick auf die in jener Zeit von der asketischen Gesellschaft besprochenen Themata ist übrigens lehrreich und für die damaligen Zustände bezeichnend. Von 1804—1810 finden sich nicht weniger als fünf Arbeiten über die Frage, wie der Geistliche der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufhelfen könne, ferner über Mangel an Bibelkenntniß bei unserm Volk, über die auffallende Thatsache, warum es seit etlichen Jahren mehr als je schwermüthige Personen gibt, über die Klagen wegen Abnahme des öffentlichen Kultus (1807). Da heißt es: „Der Sinn und das Bedürfniß der Gottesverehrung ist in unserm Zeitalter erloschen. Der Geist desselben hat sich auf das bloß Sinnliche, Verstreuende, Vergnügende, Eitle, Tändelnde ge-

worfen und daher jenen Sinn verdrängt. Unser Stand hat die Ver- nachlässigung des Kultus, statt ihr entgegenzuarbeiten, negativ und positiv befördert. Negativ, weil man dem Uebel nicht steuerte, als es noch klein war, positiv durch das häufige Deflamiren über den Unwerth der äußern Gottesverehrung, durch die Auffassung der Kirche als bloßer Unterrichtsanstalt, der nun Viele nicht zu bedürfen glauben, und durch das bloße Moralisiiren ohne Anregung und Befriedigung der religiösen Bedürfnisse.“

Treten wir in's Einzelne ein und hören wir wieder eingehendere Berichte aus verschiedenen Landesgegenden! Eine Arbeit von Hr. Pfr. Müller (Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen Gemeinden im Rheinthal, Thurgau und Kanton Zürich in religiöser und sittlicher Hinsicht, 1814) führt uns die damaligen Zustände von Embrach vor Augen. Der Verfasser hatte damals bereits  $6\frac{1}{2}$  Jahre in Rebstein, 13 Jahre in Amrisweil und 4 Jahre in Embrach gewirkt<sup>1)</sup>.

Diese Arbeit ist schon insofern interessant, als sie beweist, wie auch ein ganz guter Beobachter leicht der Versuchung unterliegt, an der Vergangenheit Manches zu rühmen, was laut zuverlässigen, zeitgenössischen Aussagen damals gar nicht oder wenigstens nur vereinzelt vorhanden war. Man kann dem Verfasser den Vorwurf kaum ersparen, daß er — eine so weit verbreitete Selbstdäuschung! — jeweilen für Betrachtung der Vergangenheit die optimistische und für Betrachtung der Gegenwart die pessimistische Brille angezogen und überhaupt etwas voreilig manchen in Betracht kommenden Punkt überschén habe. So klagt er den schwachen Besuch der Wochengottesdienste seit der Revolution, und hat es ganz vergessen, daß dieselbe Klage schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts fast allgemein war; so klagt er, daß Viele an einem Feste nur noch einmal, nicht aber an beiden Festtagen am hl. Abendmahl theilnahmen, und vergiszt, wie in solchen Punkten an verschiedenen Orten bei gleichem religiösem Leben die Ansichten verschieden sind.

<sup>1)</sup> Ueber die im Thurgau wegen öffentlicher Ruhestörung gegen ihn erhobene Anklage und seine projektierte Versetzung nach Hittnau vgl. Zürcher Taschenbuch 1859, S. 161 f.

Für die damaligen Zustände der Gemeinde Embrach aber geht aus dieser Arbeit Folgendes hervor:

In Rücksicht auf die öffentliche und häusliche Religiosität:

„Der sonntägliche Gottesdienst am Morgen wird unstreitig sehr fleißig besucht; es herrscht bei demselben eine außerordentliche Stille und Aufmerksamkeit, und das Auditorium ist auch wirklich im Stande, einen Vortrag zu beurtheilen. Aber in der Kinderlehr e sieht man ein kleines Häufchen Erwachsener . . . Über Mangel an Stille und Aufmerksamkeit unter dem jungen Volk lässt sich schlechterdings nicht klagen; man wird sehr wenig genöthigt, still zu halten und zur Ordnung zu weisen. Auch ist es mit Erklärung der Fragen nicht übel bestellt. Aber die wöchentlichen Erbauungsstunden werden erbärmlich schlecht besucht. Das Maximum der Zuhörer ist kaum dreißig, das Minimum fünf Personen. An diesem schlechten Besuch der Kirche ist einzige die Besorgniß, Etwas an der Arbeit zu versäumen, schuld . . . Mannspersonen sieht man beinahe gar keine, man muß den Gesang oft unterlassen. Auch das Leichenbegleite besteht oft nur aus 5—6 Männern; die Weiber müssen dafür an die Leiche gehen.“ Gerühmt wird im Weiteren die feierliche Andacht beim hl. Abendmahl (es wird von sehr Vielen zweimal genossen) und bei der öffentlichen Konfirmationsfeier, getadelt dagegen, daß oft die Eltern die Jugend nicht mehr (früher gab es gar keine!) an den Wochenunterweisungen Theil nehmen lassen und sie um des Waldgehens oder anderer häuslicher Verrichtungen willen daheim lassen.

Trotz dieser durchaus nicht so bedenklichen Schilderung spricht es der Verfasser als seine Ansicht aus, „daß unser Volk nicht mehr das religiöse, nicht mehr das gewissenhafte, nicht mehr das leutsame, treue, ehrliche, aufrichtige Volk sei, wie nur in den Zeiten meiner spätern Jugend . . . So finde ich gerade in Rücksicht auf die häusliche Religiosität eine gewaltige Lücke. Wenigstens bemerke ich wenige Häuser, wo z. B. die Bet-Uebungen einer ganzen Haushaltung statthätten. Das Sprichwort sagt: Bete und arbeite! Hier wird das Arbeiten vorangesezt. Ich

finde die Jugend selbst nach vollendeter Arbeit noch bis in die Nacht auf der Gasse — sie geht von der Gasse in die Ruhe . . . Seitdem jene Gewissenhaftigkeit bei den Uebungen der Religion in Kälte und Gleichgültigkeit übergegangen ist, da sich auf dem Lande ein Witzen und Spöteln über viele Wahrheiten der Religion hören lässt, da ein falsches Gefühl von Freiheit im Denken und Handeln sich in den Köpfen und Herzen der Landleute festgesetzt hat, so ist auch jene ehrwürdige Rechtlichkeit im ganzen moralischen Betragen, jene strenge Gewissenhaftigkeit im Handel und Wandel sehr gesunken. Revolution und falsche Aufklärung sind daran schuld. Auf den Höfen ist's noch besser."

In Beziehung auf öffentliche und häusliche Sitten wird zunächst „das sehr eingerissene Uebel des Saufens“ beklagt. „Gerade jetzt, wo Alles auf den Ausgang des großen, wichtigen Kampfes in Frankreich gespannt ist, sind die Wirthshäuser von Morgen bis Abend fleißig besucht. Es wird beim Branntwein, beim Schöpli Gilser und, wer's nicht vermag, beim Schöpli Dreizehner an der Verfassung tüchtig gearbeitet, und der Donner und Hagel lässt sich hören, wenn es je den „Konsstitutions-Herren“ — so sagen sie — in den Sinn kommen sollte, eine für's Land ungünstige Verfassung zu entwerfen. Ebenso ungewohnt war mir das schreckliche Fluchen, das schon von den kleinsten Kindern gehört wird. Ueber das Betreten der Schweiz durch die Alliierten war ein gewisser Landrathsherr so aufgebracht, daß er ganz neue Flüche daherschüttete und damit großen Beifall errang . . . Unsere Bauern sind im Winter zu wenig beschäftigt. Wie manches Gläschen Branntwein, der in der That zu übermäßig, besonders auch vom Weibervolk, genossen wird, wie manche „Halbe“ Wein würde weniger im Wirthshaus genossen, wenn mehr Winterbeschäftigung wäre! Vom Frühling bis Herbst dagegen herrscht eine ungemeine Thätigkeit, ein außerordentlicher Fleiß, der vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht dauert und bei Groß und Klein, Mann und Weib sehr lobenswürdig ist.

„Ob auch unser Volk noch wie vormals hochherzig, biederstinnig, ohne List und Falschheit sei? Mich dünkt es wenigstens nicht so.“

Verleumidung, Unversöhnlichkeit, Mangel an Sanftmuth sind häufig, ebenso wahrhaft massive Grobheit. „Letzteres mag wohl daher kommen, weil in der Revolutionszeit mancher Schuhmacher und Schneider Präsident, Agent, Friedensrichter &c. war und in dieser Würde eine Superiorität und Gra-vität annahm, der er jetzt fast nicht mehr los werden kann.“ Zu rühmen sind hingegen Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeitssinn . . . . Unehliche Kinder aber, Ehebrüche, Ehescheidungen, sittliche Ausschweifungen der Jugend sind häufiger als früher, eine Folge der Revolution, speziell des französischen Soldatenleichtsinns . . . „Einen auffallenden Unterschied bemerkte ich zwischen der Gutherzigkeit der Thurgauer und der Landbewohner im Kanton Zürich. Hier kommt Niemandem der Sinn daran, dem Armen- oder Schulgut etwas zu vermachen, im Thurgau dagegen vermachte jeder nur irgendwie Vermögliche mindestens einen Louisd'or und bis auf 15 Carolins (Kirchensteuern selten weniger als 50 Gulden), und in der kleinen Gemeinde Nebstein war eine Freischule, deren Schulmeister ganz aus den Vermächtnissen bezahlt wurden. Auf unserm Lande, wenigstens in unsern Gegenden, überläßt man gern Alles der anerkannten Gutherzigkeit der Stadt Zürich. Wo irgend eine Institution daselbst existirt oder eine Particularperson darin als wohlthätig bekannt ist, so werden die Pfarrer um Rekommandationen ersucht.

„Der hiesige Luxus besteht vorzüglich in der Liebhaberei zum lieben Trünklein, und wahrlich sind darin die Gemeinen noch weit verschwenderischer als die Bemittelten, und daher kommt gewöhnlich auch die Armut.“ — An manchen Orten habe der Aberglaube ab- und dafür der Unglaube zugenommen. „Hier aber ist der erstere noch auffallender. Ich könnte, ohne der Gemeinde Unrecht zu thun, nicht sagen, daß ich großen Unglauben irgendwo gefunden hätte, wohl aber eine gewisse Religionskommunität . . . Im Umgang war der Zürcher Landmann früher weit offener und herzlicher. Ich weiß, wie wohl es Einem in seiner Gesellschaft war, aber jetzt — man sage dagegen, was man wolle — ist er zurückhaltender und feiner entweder, oder, wenn er anläßt, massiv und indiscret.“

So weit Pfarrer Müller. Der Leser aber wolle noch einmal einen Blick auf den ersten Theil dieser Arbeit zurückwerfen, und er wird sich sagen müssen, daß dem Referenten aus Embrach die Zeit vor der Revolution in unnatürlich hellem Lichte erschienen ist. Wer wird sich da wundern, daß heute Manchem dieser Fehler noch in höherem Grade passirt?

Mit Sicherheit kann nur gesagt werden, daß Wirthshausbesuch, Unsitte und Rohheit auch in Embrach, vermutlich jedoch nur bei dem geringern Theil der Bevölkerung, seit und in Folge der Revolution überhandgenommen haben. Wenn dagegen der Besuch der Kinderlehre und des Morgengottesdienstes etwas schwächer geworden ist, so wird das mehr als aufgewogen durch den religiösen Sinn, welchen die Leute in Gottesdienst, bei Abendmahl und Konfirmation beweisen. Von solch' allgemeiner Aufmerksamkeit und feierlichen Stille haben wir früher wenig gehört.

Eine Recension der besprochenen Arbeit von Pfr. Hefz in Rüsnacht wird zum Referat auch über diese letztere Gemeinde. Es muß uns das um so erwünschter sein, als wir damit wenigstens von einer Seegemeinde religiösem und sittlichem Zustand etwas vernehmen.

Interessant ist da zunächst die Bemerkung: „In Rüsnacht ist seit zwanzig Jahren in der Woche nie Gottesdienst gehalten worden als bei Hochzeiten und Leichenanlässen. Bei der Amtsübernahme ward mir von den Vorstehern der Gemeinde völlig frei gestellt, ob ich bei Leichenanlässen eine Predigt halten oder es bei dem bloßen Abdankungsgebet bewenden lassen wolle, wie dies in der Stadt, in der Kreuzgemeinde und in Zollikon gebräuchlich ist.“ (Er wählte das Erstere.) Pfarrer Hefz amtierte früher in Güttingen (Kt. Thurgau) und bemerkt, dort sei Sonntag für Sonntag in jeder Haushaltung ausgemacht worden, wer zu Hause bleiben solle — die Uebrigen besuchten alle den Gottesdienst. („Diese Pünktlichkeit mag aber besonders auch daher röhren, daß in paritätischen Gemeinden die Reformirten den Katholiken bei jedem Anlaß zeigen wollen: Wir haben Religion so gut als Ihr!“). „In Rüsnacht hingegen, Vorbereitungss-

sonntage und Festtage ausgenommen, vorzüglich im Winter, wo der alte, geräumige Tempel ein Behälter starrender Kälte ist, wird ausgemacht: Wer soll in die Kirche gehen — und die Andern bleiben bei Hause. Nur die Aufmerksamkeit der Anwesenden hat mich hierüber schon oft während des Haltens einer Predigt beruhigt. In Güttingen hatte ich freilich eine Menge von Anwesenden; aber auch viele Schläfende. Hingegen wer sich hier zum Gottesdienst nicht aufgelegt fühlt, der bleibt bei Hause.“

Über die häusliche Sonntagsfeier in Küsnacht wird uns ein recht anschauliches, aus dem Leben gegriffenes, Bild entworfen: „Wenn ich im Winter an einem Sonntag Nachmittag nach vollendeten Predigergeschäften Hausbesuche machen wollte, so würde ich wohl unter 10 Haushaltungen folgende Beschäftigung antreffen: 1. Haushaltung, wo man sich mit Lesen der h. Schrift oder andern Erbauungsbüchern beschäftigt (an zweckmäßigen fehlt es gar nicht). 2. würde ich die Frau oder Tochter vom Hause mit einem Roman in der Hand antreffen, und wonnetrunk von den herrlichen Sachen, die in dem beschmutzten Büchelchen stehen, würde sie auch mich freundlich grüßen und in der Büchersprache mit mir reden. In der 3. und 4. Haushaltung würde ich wahrscheinlich eine kleine Gesellschaft guter Freunde und Verwandte antreffen, die politisiren und den La Harpe den Retter des Vaterlandes, den Erhalter der 19 Kantone nennen. In der 5. und 6. Haushaltung Hausväter, die sich mit Berichtigung ihrer Dekonomie beschäftigen und Ausgaben und Einnahmen nachtragen, Mütter und Töchter, die das Hauswesen ordnen und berichten, wozu man am Werktag keine Zeit nehmen will. In der 7., 8., 9. und 10. Haushaltung würde ich kleine Zusammenkünste finden, die mutwillig scherzen und lachen, sich mit den Tagesgeschichten und Kleidertrachten unterhalten und, wenn sie davon müde sind, allenfalls ihre Zuflucht zum Kartenspiel („Kurzweilen“) nehmen. Die Spielsucht ist noch ziemlich stark und scheint auf's Neue überhand zu nehmen, seitdem die nächtlichen Schwärmerien erwachsener Knaben abnahmen. Doch ist sie bei Weitem nicht so groß und gefährlich, als sie nach dem Zeugniß er-

fahrner und bejahrter Männer vor 20 Jahren soll gewesen sein . . . Wirthshäuser werden selten besucht, nur von erwachsenen Knaben, Gesellen und liederlichen Hausvätern, desto mehr pflegen sich aber die Hausgenossen in ihren eigenen Wohnungen.“

„Im Sommer aber verkündet von Nachmittags 2 Uhr an das Ge-  
rassel der Kutschen und Pferde, wo die Reiter manchmal weit wilder sind  
als die Pferde, die Ankunft der Vornehmen aus der Stadt oder wenig-  
stens die Ankunft derjenigen, welche den Aufwand wenig achten — auf  
dem spiegelnden See nahen sich die sog. Postschiffe mit den weiß und  
blauen Segeln — auf dem Fußwege kommen eine Menge jeden Standes  
und Berufes. Die Anzahl steigt von 200—300 Personen, Alles vereinigt  
sich beim Gasthof zur Sonne, wo der Wirth ernstlich darauf bedacht ist,  
ihnen bei klingendem Spiel und Tanz Ergötzung zu verschaffen. Da ver-  
sammelt sich natürlich der junge Flug meiner Gemeinde und manches  
Mädchen ist froh, wenn es von einem schön gekleideten Herrchen zum Tanze  
gezogen wird. Dass dies die Eitelkeit nährt und die Sinnlichkeit aufweckt,  
versteht sich von selbst, wie denn auch mehrere Hausväter sind, die es  
ihren Töchtern durchaus nicht gestatten, sich am Sonntag dem Wirthshaus  
zur Sonne zu nahen . . . An Vorbereitungssonntagen und Festtagen wird  
freilich nie getanzt und Sonntag Abends 8 oder spätestens 9 Uhr sind  
alle Lustbarkeiten geendigt und wohl illuminirt geht gemeiniglich Jedes in  
seine Heimat zurück.“

Im Weiteren wird gerühmt die Intelligenz, mit welcher der Bauer am Zürichsee die Landwirthschaft betreibe (der Preis einer halben Zuchart steige aber auch schon oft auf 1000—1200 fl.). Dass gräßliches Fluchen und Schwören, Freude an Zoten und garstigen Reden, eine gewisse Derb-  
heit im ganzen Betragen stark verbreitet seien, anderseits aber auch Indus-  
triegeist, unermüdeter Fleiß, „eine Art Biederkeit, die sich noch häufig  
zeigt“, Mut in Gefahr und Bereitwilligkeit, in der Not zu helfen, das  
sei eben so sicher und auffallend, wie dass Unkeuschheit aller Art und  
Gattung um sich greife wie ein Krebs, Manche entnervt, in Armut und  
Eiland stürze.

Der Verfasser schließt mit der interessanten Mittheilung: „Wenn man unter einem Ungläubigen einen Menschen verstehen wollte, der sich ohne Mühe und Gewissensangst über religiöse Wahrheiten wegsetzt, blindlings das Thun und Lassen Anderer nachäfft, nur darum den Gottesdienst versäunt, weil er wahrnimmt, Andere besuchen ihn auch selten, so ist die Anzahl der Ungläubigen in meiner gegenwärtigen Gemeinde nicht gering; aber solche, welche die Wahrheit der Religion läugnen, sich für immer dem Gottesdienst entziehen, vom Christenthum durchaus nichts hören wollen — solche kenne ich in meiner Gemeinde keine.“

Verlassen wir den See und begeben wir uns in das ebenfalls zum revolutionären Theil des Kantons gehörende Oberamt Grüningen! Wir lernen die dortigen Zustände kennen aus einer Beschreibung der Pfarrgemeinde Bubikon durch den dort seit 20 Jahren wirkenden Pfr. Heß (1817) und die bezüglichen Reflexionen von Pfr. Jakob Fäsi in Dürnten.

Bei Besprechung der Zustände vor der Revolution ist auch der Nahmung gedacht worden, es mag daher hier die kurze Bemerkung ebenfalls Platz finden: „Der Kapitalist speist so frugal wie der Bauer und dieser wie der Spinner. Erdäpfel machen die Hauptnahrung aus. Brod wird bei Tische selbst von vermöglichen Leuten wenig gegessen . . . Das Kaffee-trinken ist schon lang allgemeine Gewohnheit, bei der geringern Klasse noch mehr als bei der vermöglichen. Zum Getränk dient meistens Birnenmost und in vielen Häusern Kässchotten oder schlechte Milch . . . Es sind zwei Wirthshäuser und zwei Pintenschänken hier.“

Kleiderluxus hat seit der Revolution, resp. seit Ueberhandnehmen der Fabrikarbeit bedeutend überhand genommen. Wir haben hier wieder die gleichen Folgen des baaren Geldes, die wir schon vor der Revolution im Toggenburg kennen lernten.

Die Geisteskultur hat seit der Revolution ziemlich zugenommen, besonders in landwirthschaftlicher und merkantiler Hinsicht. Bloße Zimmerleute, Schmiede &c. haben es ganz durch eigenes Studium so weit gebracht, daß sie Spinnmaschinen selber herstellen können &c. Es gibt einige Individuen, in deren Köpfen es ziemlich hell ist . . . „Allein alle diese vielen

und gründlichen Kenntnisse dehnen sich über alles Andere aus, nur nicht auf Religion und Moral hin. Der größere Theil der Gemeindsbürger steht aber in der Geisteskultur noch weit zurück . . . Neuerungen sind ihnen nicht lieb; dies zeigte sich nie stärker als bei Einführung der bessern Lehrmethode in den Schulen. Sie wollten in diesem Stück nicht klüger sein als die Alten, ob sie schon in andern Stücken klüger sind oder vielmehr schlauer, abgefeimter und verschlagener."

Der Überglauke hat wenig abgenommen. „Der Kalenderglauke sitzt noch so fest wie vor 100 Jahren, selbst bei solchen Leuten, welche sonst als verständig gelten wollen.“ Als Zeichen des Überglaubens wird u. A. auch angeführt, „daß jene berüchtigten Prophezeiungen vom Ende der Welt auch hier Glauben und Vertheidiger und jenes Büchelchen der sieben Posaunen Liebhaber fanden. Auch Herr Zungs Phantasien und Visionen haben Anhänger und Verehrer selbst unter Gebildeten.“

„Es herrscht im Ganzen hier noch ziemlich Moralität und Religiosität. Die bäuerlichen Haushaltungen zeichnen sich noch immer wie vor Altem durch gute Hauszucht und ächt religiösen Sinn aus, während diese bei der Fabrikbevölkerung durch den frivolen Zeitgeist verdrängt worden sind. Gleichgültigkeit gegen die Religion hat bei dieser stark zugenommen. Beweis ist die immer öftere Versäumnis des öffentlichen Gottesdienstes . . . Es gibt schon eine ziemliche Anzahl, welche ihm selten mehr beiwohnt als an hohen Festtagen.“ Ursachen davon sind theils Unglauben und Irreligiosität, theils die Fabrikmaschinen (theils werden letztere am Sonntag gepuft, theils erfordern sie so strenge Arbeit, daß die Leute am Sonntag „auschlafen“ wollen). Besuch der Kinderlehre und häusliche Religionsübungen haben ebenfalls abgenommen, letztere auch wieder besonders wegen der Spinnmaschinen, die keine Zeit mehr zum Gebet lassen.

Ein ähnlicher Rückgang wird in der Kinderzucht konstatiert und zwar in den Haushaltungen, wo auch die Religion an Achtung verloren hat. Die „Maschinen“ tragen auch hier die Hauptschuld. Ja, „sie haben die Sünden der Unzucht merklich vermehrt und veranlassen frühzeitige Heirathen mehr als je . . . Bei den Bauern hat sich die alte Ehrbarkeit

und Sittsamkeit unverdorben erhalten, bei den Fabrikarbeitern hat sie merklich abgenommen.“

Der Verfasser schließt mit Konstatirung der erfreulichen Thatsache: „Es hat sich neuerdings (in Folge Stockung des Verdienstes) in etwas gebessert; es herrscht wieder mehr Eingezogenheit und Stille und Sittsamkeit im öffentlichen und gemeinen Leben; der Gottesdienst wird fleißiger besucht am Sonntag Morgen.“

Die ausführlichen Reflexionen zu diesem Aufsatze bestätigen die Richtigkeit dieser Aussagen durchgehends, ohne etwas wesentlich Neues hinzuzufügen.

Ein weiterer sehr ausführlicher Aufsatze (auf Grund achtjähriger Erfahrung) von Pfr. Wolf in Affoltern bei Höngg über den Zustand dieser Gemeinde 1823 ist nicht nur darum von Interesse, weil er uns wieder in eine andere Landesgegend führt, sondern auch weil er uns ein Urtheil über die religiös-sittliche Nachwirkung der Theurung von 1816 und 1817 und der Zürcher Reformationsfeier 1819 erlaubt.

Greifen wir auch hier die Hauptpunkte heraus! Wichtig ist uns vor Allem, hier von einem Fortschritt zum Bessern zu hören: „Seit Anfang meiner Amtsführung (1815) hat sich die Gemeinde in mehr als einer Beziehung verändert und, ich hoffe sagen zu dürfen, nicht in malam partem, zumal mir dies ein höchst verehrungswürdiger Zeuge und scharfsichtiger Beobachter, der in der Nähe wohnt, bestätigte, und wenn die Veränderung so schritt- und stufenweise fortgeht, so möchte ihre jetzige Darstellung der Mühe sich lohnen, indem das Bild, das sie vor wenig Dezennien darbot, wesentlich seine Züge verändert hätte.“

Die ausführlichen Darlegungen (53 Seiten) über den physischen und ökonomischen Zustand der Gemeinde können übergangen werden. Nur so viel sei bemerkt, daß auch da wieder die Fabrikbevölkerung dieselben Sünden wie anderswo zeigt (Leichtsinn, Luxus, Unkeuschheit, schlimmes Betragen der Kinder gegen die Eltern).

Von dem über den religiösen Zustand Gesagten mag Folgendes hervorgehoben werden:

„Der sonntägliche Gottesdienst wird zahlreich besucht, während hingegen Kinderlehrnen und Wochenpredigten das gewöhnliche Schicksal leiden; die Festtage sammeln die ganze Gemeinde im Hause des Herrn. Die Wenigen, welche nur Festkunden sind, werden zum Fingerzeig und eigentlich verpönt. Jüngere Leute setzen sich einer strengen Beurtheilung aus, wenn sie nicht fleißig in der Kirche erscheinen . . . Schade nur, daß diese religiöse Stimmung nicht den ganzen Sonntag heiligt! Kaum ist der Gottesdienst geendet, so füllt sich das Wirthshaus und die Regelbahn mit Jungen und Alten . . . Wie übel auch der militärische Appendix dem Sonntag anstehe, kann man auf den Trüppplätzen beobachten. Die Sonntagnacht wird auch hier, wie leider allenthalben, durch die Nachtbuben und das Lichtgehen profanirt, und ihre erbaulichen (!) Gesänge, die meistens aus der Kaserne herrühren, ertönen noch in der stillen Mitternacht. Eigentliche Frevel hingegen sind sehr selten.

„Die Bibel hat namentlich seit dem Reformationsfest neue Freunde und Verehrer gefunden; sie fehlt in keinem Hause und keiner Haushaltung, und in vielen wird sie fleißig und gemeinsam gebraucht. Erbauungsbücher, meistens ältere zwar, finden sich durchweg und ihr Neueres scheint, daß sie täglich Dienste leisten . . . Eine bei der öffentlichen Konfirmation ausgetheilte Bibel gewann eine Haushaltung wieder dem öffentlichen Gottesdienst und der häuslichen Andacht, da beide vorher versäumt wurden. Andere Lektüre fand ich keine“ (am See und im Oberamt Grüningen gab es ganze Bibliotheken, in denen kaum ein religiöses Buch sich befand).

„Wie unleugbar aber auch Hochachtung gegen Religion und ihr Neueres sich bezeigt und mancher Zug ächter Religiosität bei einzelnen christlich denkenden und handelnden Personen und Haushaltungen nachgewiesen werden könnte, so gilt von der Mehrzahl der freilich so allgemeine Anwendung leidende Satz: Die Religion ist ihnen ein ererbter Ritus, ohne daß das Herz sie fühlt und der Geist darin arbeitet. In ihrem Glauben geboren, getauft, unterwiesen und erzogen, hangen sie fest daran, beobachten seine Formen und Uebungen, ohne in seinen Geist einzudringen

oder seine Kraft in einem entsprechenden Wandel zu bewahren. Die schweren Gebote läßt man dahinten und ist fromm in den leichten und leichtesten. Der offenbaren Sünde gibt man nur einen mildernden Namen.“

Wer da meinte, der Übergläubie habe durch die Revolution und ihre Aufklärung einen tödtlichen Stoß erlitten, den mag Folgendes auf eine richtigere Ansicht führen: „Es fehlt nicht an Tag- und Zeichendeutern und Gläubigen; gute und böse omnia bestimmen zu Unternehmungen oder hemmen sie . . . Ein heftiger Sturmwind ist die Anzeige, daß sich Einer erhängt habe; eine Auszehrung bei einem Menschen, der viele Feinde hat, ein klarer Beweis, er sei vernagelt. Der Neumond und die Kreuzwege sind gefürchtet, der Kirchhof würde zu gewissen Zeiten für keinen Preis betreten. Die Wirkung böser Einflüsse und der Hexenkünste konnte man den Meistlen nicht ausreden. Wenn man ihnen auch nicht mehr die Macht cedirt, Ungewitter zu erregen und den Lauf der Gestirne zu ändern, so ist man doch von ihrer Einwirkung auf Wohnungen und Ställe, Vieh und Kinder überzeugt und sucht für ungewöhnliche Uebel keine natürliche Hülfe, denn es ist verhext und muß also durch ähnliche Gegenkräfte vertrieben werden.“

Es ginge über den Rahmen dieser Arbeit hinaus, sollte eine vom Berichterstatter nach eigenen Erlebnissen mitgetheilte interessante Spukgeschichte hier in extenso wiedergegeben werden. Doch ist dieselbe so bezeichnend, daß sie auch nicht ganz übergangen werden darf. Ein bei sehr rechtlichen Leuten verkostgelteter Knabe behauptete, alle Nacht laufe etwas wie eine Ratte über sein Gesicht, zerre und beiße ihn. Das Unwesen wurde immer ärger, Wallfahrten begannen aus der Weite, von Stadt und Land, und des Geistlichen Hülfe wurde angesprochen. „Ja, es erschienen schon Geisterbanner, von denen ich einen mitten im Entzauberungsversuch festnehmen und sammt Waffen und Hexengewehr dem Oberamt zuführen ließ.“ In jener Kammer schliefen drei Knaben, der ältere schon konfirmirt. Lärm und Gepolter begann, sowie sie nach vollendetem Abendgebet sich ohne Licht in's Bett begaben; sobald Licht da war oder sowie der Pfarrer in die Kammer trat, wurde es still. Dieser

inquirirte, suchte auf alle mögliche Weise dem Ding auf die Spur zu kommen, jedoch ohne Erfolg. „So oft ich kam, fand ich die Stube voll Leute, still um die Bibel am Tische und frisches Brod im Sack, die mich mit bedeutsamen Augen ansahen. Um wo möglich der Beträgerei auf die Spur zu kommen, nahm ich einige Beamte mit, um sie an den nöthigen Posten aufzustellen. Aber ich brachte sie nicht dahin, daß sie ihr theures Leben mit dem bloßen Sabel in der Hand schützen. Umsonst wollte ich Einen bereden, in der dunkeln Kammer Wache zu halten und damit trösten, daß ich ja auch allein in derselben gewesen und ohne Schaden geblieben. Ja, hieß es dann: ich dürfe es wohl wagen, mit mir habe es keine Gefahr, aber anders wäre es, wenn sie zu nahe gingen.“ Als dann auf Bericht des Pfarrers Herr Oberamtmann Hefz einschritt und mit allem Ernst seine Maßregeln traf, endete der Spuk für immer, jedoch ohne daß über die natürliche Veranlassung desselben etwas Sichereres hätte ermittelt werden können. Dem Gespensterglauben wurde durch diese Geschichte mächtiger Vorschub geleistet und der Pfarrer kam in den Verdacht geheimer Kräfte.

„An Hexen sind wir auch nicht ganz arm, und ein altes runzliges Mütterlein erhält diesen Titel gar bald, wie wenig man auch von ihren Künsten namhaft zu machen weiß . . . Ein Irrlicht giltet für einen brünnigen, für seine Marchversetzung gestraften Menschen und sie schrecken um so mehr, da sie der (sumpfigen) Lokalität wegen häufig sind. Dem Selbstmörder gestattet man die Grabesruhe nicht; er muß, sowie notorisch schlechte Leute, im Haus oder auf seinem sonstigen Eigenthum spuken. Auch Verunglückte machen nach dem Tode den Thrigen Besuche . . . Die Lachsner und Schatzgräber haben ziemlich Glauben und Arbeit, wenig Glück, aber viel Verdienst.“

„Sektirer habe ich keinen einzigen in der Gemeinde und ich gestehe aufrichtig: wie sehr auch Viele des Frömmwerdens bedürften, lieber will ich die Gemeindsgenossen mit all' ihren Mängeln als mit einer solch eingebildeten und nichtsnußenden Frömmelei, die den Ungerechten nur zum ungerecht bleibenden Heuchler macht und Verwirrung und Zwietracht

in Ehen und Häuser bringt. Ein sittenloser Mensch aus der Gemeinde, seit Jahren außerhalb derselben, hat sich einer frommen Societät einverleibt und wollte seine Verwandten bei einem Besuche bekehren und ihre Seelen retten, aber sein erstes Stündlein fand so wenig Beifall, daß er den Staub von seinen Füßen zu schütteln und seinen Frieden mit sich zu nehmen für gut fand . . . Die glückliche Folge dieser nüchternen Stimmung in der Gemeinde ist, daß Schwermuth, Ueberspanntheit und Verstandeszerrüttung hier gar nicht bekannt sind. Sie vermeidet die vergeblichen Geschwätz und Gezänke der falsch genannten Erkenntniß; gegen Glieder anderer Konfession ist sie friedsam und erlaubt sich keine Aergernisse, aber ebenso wenig dürften hier Proselytenmacher Anhänger finden."

Aus der Charakteristik des moralischen Zustandes mag Folgendes hervorgehoben werden: „Die Charakterlosigkeit ist groß. Wenige handeln aus Grundsäzen; der Einfluß des Augenblicks und eines guten Raissonnirmaules entscheidet oft Alles und macht die gegebenen Zusagen wieder ganz vergessen. Man verlasse sich nicht auf Kunst trotz ihrer schönen Worte; ein Einziger macht sie abwendig und aus falschen Freunden zu heftigen Feinden, heute ruft man: Hosanna! Morgen: Kreuzige! Dies gilt namentlich von den Vorgesetzten. Was beschlossen worden, wird kaum ausgeführt, wenn's nicht der Pfarrer thut oder wenn sie nicht dafür ein Taggeld beziehen.“

Gerühmt wird auch hier der Wohlthätigkeitsinn, Fleiß und die Dienstfertigkeit der Leute. „Wirklich ist es auffallend, wie die Leute heute einander plagen, necken, fluchen und lästern und Morgen in Verlegenheiten einander kräftig hülfreiche Hand bieten. Man sieht etwa offene und erbitterte Feinde, die keine Gemeinschaft miteinander haben, in der Noth sich beispringen und, wenn dem Uebel geholfen ist, Feinde sind wie zuvor.“ Freilich helfen sie einander auch im Schlimmen, nach dem Grundsatz: „Man muß keinen stecken lassen“. Ein Fremder, der einem Gemeindesbürger nahe tritt, mag sich, auch wenn er im Recht ist, wohl hüten — er wird es mit der ganzen Gemeinde zu thun haben . . . „Von schändlichen Neuerungen der Unkeuschheit habe ich gottlob keine Spur.“

In Beziehung auf Zanksucht und böse Geschwätz, Leichtfertigkeit und Verschwendungs sucht, unsittliches und auflüpfisches Betragen der Fabrikarbeiter, Mangel an Gemeinsinn wiederholt der Pfarrer von Affoltern die uns bereits bekannten Klagen. Dagegen will er die „Fabrikler“ auch nicht zum alleinigen Sündenbock machen. Erstens sind sie aufgeweckter, leichter zu behandeln, Verbesserungen geneigter, wie denn z. B. die Einführung des neuen Gesangbuches nur ihnen zu danken war. Zudem beobachtet die Mehrzahl im Ganzen doch ein ordentliches Betragen und verdient nicht, von der landwirthschaftlichen Bevölkerung, der es eben am baaren Geld und damit an Gelegenheit zur Ausschweifung mangelt, so scheel angesehen zu werden. „Man beobachte die Bauernbuben zur Herbstzeit, wenn sie in Gesellschaft zur Weide sind, und man sieht und hört Dinge und Gespräche, daß die Fabrikler, die doch immer die Sündenböcke sein müssen, es nicht ärger treiben könnten. Wo Viele beieinander sind, da ist gewöhnlich auch viel Sünde.“

Als gefreuteste von allen Bevölkerungsklassen der Gemeinde bezeichnet denn auch der Berichterstatter diejenige, die Feld- und Fabrikarbeit miteinander verbinde.

Auch aus der (56 Quartseiten umfassenden) Reflexion von Pfarrer Meier in Laufen, früher Pfarrer von Affoltern, verdient noch Einiges hervorgehoben zu werden, was er aus seinen Erfahrungen heraus hinzufügt. Traurig und lehrreich zugleich ist es, von ihm zu vernehmen, wie demoralisirend manchmal ein einziger einflußreicher Mann auf die Gemeinde wirken kann. „Das Nebel der Trunksucht ist sehr alt und mag auch in andern Gemeinden angetroffen werden, aber in höherem Grad nirgends wie dort. Am meisten aber erhielt es Zuwachs und Nahrung von der Zeit an, als ein aus dem Staub der Armut Emporgekommener sich nicht blos zum Wirth, sondern zum Herrscher über die Gemeinde erhob, und dem kein Mittel zu unwürdig war, sich zu bereichern. Gemeinlich war das immerwährende Handeln und Verhandeln für den Wirth die beste Ausbeute; es setzte Kauftrünke und Neukauftrünke ab, der schlaue Wirth, ein wahrer Wolf im Schafskleid, machte den Ver-

mittler und die streitenden Parteien wurden zum Friedenstrunk genöthigt. Der seine Rechnung nie vergeßende Wirth gab für's ganze Jahr Kredit, dies förderte den Leichtsinn und die Sorglosigkeit Mancher so, daß sie des Zahlungstermins kaum mehr gedachtten, bis die Rechnung ihnen vorgelegt wurde und die Schuld nur mit Verlust von Gütern und Habe, ja der Wohnung selbst getilgt wurde. Es könnte mehr als ein Beispiel angeführt werden, wie auf diesem Wege einzelne Individuen und Haushaltungen zu Grunde gerichtet wurden!"

"Sollte aus allen Gemeinden eine Beschreibung des herrschenden Aberglaubens, der Spukgeschichten &c. gegeben werden, so könnte man mit Johannes sagen: „Die Welt möchte die Bücher nicht fassen, die darüber zu schreiben wären.“ Man könnte sich aber dann auch sattsam überzeugen, daß es mit der Aufklärung unsers Volkes noch bei Weitem nicht so vorwärts gerückt sei, wie man etwa, auch von einer Art Aberglauben besangen, sich's einbildet."

"Eine Hauptquelle der herrschenden Uebel war und ist das Mißgeschick, das seit undenklichen Zeiten über jener Gemeinde wie ein feindselig Dämon walzte: unter Vorstehern zu stehen, die entweder zu den dümmsten oder zu den schlauesten, eigensüchtigsten gehörten . . . So bedenklich war diese Gemeinde seit Langem mit Vorstehern und Stillständern versehen, daß es äußerst schwer hielt, einen verständigen und rechtlichen Mann zur Annahme einer Stelle zu bewegen, indem es zum Sprichwort geworden: „Wer ein ehrlicher Mann bleiben will, nimmt Nichts an!“

Bemerkenswerth ist ferner, daß dieser Rezensent bereits dem Vorurtheil des Referenten entgegentritt, als sei eine Gemeinde deswegen zu rühmen, weil sie keinerlei Neigung zu Separatismus habe. Vielmehr stimmt er dem bei, was schon Diakon Schultheß 1802 in einem Vortrag über separatisch Sektion seinen Kollegen zu bedenken gegeben hatte: „Sollten nicht etwa dergleichen Bewegungen nöthig sein, um das Volk aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit, worin es in Absicht auf Religion und Christenthum liegt, aufzuwecken, um ihm die großen Gegenstände unsers Glaubens und unserer Hoffnung interessanter zu machen?

Ach, das Interesse daran war schon vorher nur allzu geschwächt, und die bürgerliche Revolution mit ihren bisherigen Folgen lähmte es noch mehr... Wenn es nur einmal so viel wirkte, daß die Leute sich näher erkundigen möchten, was sie denn eigentlich glauben und warum dies, nicht aber das Gegentheil — daß die Geistlichen mit geistlichen Waffen kämpften und mehr in der inneren Konstitution der christlichen Kirche als der äußern ihre Stärke suchten — daß ein Wetteifer entstünde, durch christliches Leben die Separatisten zu beschämen! Ich konnte mich schon lange des Gedankens nicht erwehren, daß jene vielgepriesene Eintracht und Friedensstille im Kirchenwesen mehr uns behaglich als dem Christenthum selbst gehiehlich war. Sage ich zu viel, wenn ich den Zustand, woren wir geriethen, Launeit nenne? Die Sachen gingen zu sog. sattamer Zufriedenheit in ihren alten Formen und Geleisen fort; man bemerkte, daß der Geist des rechten Ernstes immer mehr davon wich, aber man hielt sich an die Regel *festina lente* (eile mit Weile), in der man auf das lente ein solches Gewicht legte, daß das *festina* (eile!) darüber zu Grunde ging... Ich glaube, daß jene Sektten unserer Kirche zur Belebung und geistigen Stärkung dienen müssen."

Über die Verbreitung und die ganze Art der Separatisten brauche ich hier um so weniger zu berichten, da ihre Zahl eine sehr geringe und die Haltung der großen Mehrheit des Volkes gegen sie eine ablehnende war und da in Meyer von Knonau (der Kanton Zürich II S. 375) Näheres über sie nachgelesen werden kann. Freilich ist hinzuzufügen, daß es auch damals schon unter dem im Ganzen sehr ehrbaren, stillen, eingezogenen Häuflein von Neugläubigen manches unsaubere Element gab. Der Pfarrer von Affoltern erzählte uns von einem solchen und Pfarrer Denzler zu Ellikon trug 1807 der asketischen Gesellschaft eine ganze Arbeit vor über einen gescheiten Menschen seiner Gemeinde, der aus „dem zügelosesten aller Taugenichtse“ mit einmal ein Heiliger wird, ein Mensch, der durch den strengsten Ernst in Worten und Handlung, durch stetes Reden und Seufzen in biblischen Phrasen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er besucht zwar noch die Wirthshäuser, aber nicht mehr,

um in tollen Ausschweifungen sich lustig zu machen. Kein unnützes Wort geht mehr über seine Lippen, keine Lockung zu unmäßigem Trunk vermag ihn mehr, sich zu vergessen. Laut verkündigt er auf allen Versammlungsplätzen, die Gnade des Herrn habe ihn endlich ergriffen, und er sei entschlossen, nicht blos selbst fromm zu werden, sondern auch alle die zu bekennen, die er ehedem verführt und geärgert habe. Man verlacht ihn, man erklärt ihn für einen Heuchler und reizt ihn durch gewaltsame Angriffe — umsonst! Mit einem „Vater vergib ihnen!“ erduldet er Schläge und Scheltworte (er, der vorher einer der ärgsten Raufer war) und seufzt über die Verblendung der Welt zum Himmel. Einmal tritt er mit mehreren Andachtsbüchern bepackt in's Wirthshaus und läßt es da sein angelegenes Geschäft sein, einen ganzen Tisch voll Schnitter, die eben ihren Feierabend hielten, aus diesen Büchern von den Sünden ihres Lebens zu überzeugen . . . Das Ende der Geschichte war, daß der Schwindler eines Tages mit Zurücklassen einer Menge von Schulden, die er bei seinen leichtgläubigen Glaubensbrüdern gemacht hatte, auf Nimmerwiedersehen — verdunstete.

Vor mir liegt auch noch eine Beschreibung der Gemeinde Sternenberg aus dem Jahr 1830, verfaßt von dem dortigen Pfarrer J. H. Scheuchzer; allein da diese Gemeinde von jeher durch ihre eigenartigen Verhältnisse sich einen Namen gemacht hat, so kann wohl ihre Beschreibung für Beurtheilung des Zustandes unsers Volkes ebensowenig in Betracht gezogen werden, wie diejenige einer Vorstadtgemeinde Zürichs. Nur so viel sei zur Vergleichung der jetzigen und einstigen Zustände in Sternenberg jenem Aufsatze entnommen: „Einen günstigen Einfluß auf den bessern Sinn der Gemeinde äußern beinahe durchweg rechtschaffene und verständige Vorsteher. Ohne Intrigantenkniffe, ohne hohe Amtsmiene wissen sie sich durch die natürlichssten Mittel in der Achtung des Volkes zu erhalten. Gesunder Verstand, Rechtschaffenheit, Wohlmeinen sind die Bürgschaft ihrer Autorität. Von den Verwaltern der Kirchen- und Armengüter ist nie auch nur der Schatten betrüglicher, eigennütziger, zweideutiger Handlungen bemerkt worden . . . So schwer die pfarramtlichen Verrichtungen etwa sind

— die Eintracht der Vorsteher untereinander, ihre freundliche, ungestörte Eintracht mit dem Pfarrer selbst und ein immer gleiches, auf Alle sich erstreckendes Zutrauen, wie Vieles erleichtert dies nicht!... Es wäre wünschbar, man sähe auch anderwärts sich mit so liebreichen, achtungswürdigen Mitarbeitern umgeben!"

Damit kann die Schilderung des religiösen und sittlichen Volkslebens seit der Revolution geschlossen werden. Wir haben aus verschiedenen Gegenden unsers Kantons einläßliche Berichte hierüber gehört und es ist darin zu Tage getreten, daß auch in dieser Periode unser Kanton kein einheitliches Bild darbot. In den einzelnen Gegenden trug das Volksleben noch ziemlich das Gepräge der Zeit vor der Revolution, in andern schon viel mehr das der Gegenwart. Aus den meisten Gemeinden wird von einem Rückgang, aus Auffoltern z. B. aber auch wieder von einem Fortschritt des religiösen und sittlichen Lebens berichtet.

Als allgemein gültig aber dürfen folgende Thatsachen anerkannt werden: Mit dem Ueberhandnehmen der Geisteskultur hat auch die Gleichgültigkeit gegen die Kirche und der religiöse Sinn überhaupt abgenommen, theilweise vermehrt haben sich dagegen allerlei Sünden, vorwiegend Leichtsinn, Zuchtlosigkeit der Jugend, Trunksucht, Unkeuschheit. Wo dagegen das ganze Geistesleben ungefähr dasselbe blieb — und das war besonders bei der landwirthschaftlichen Bevölkerung der Fall, — da finden wir vorwiegend dieselben Tugenden (vor Allem noch viel kirchlichen Sinn) und Untugenden (äußerliche Frömmigkeit, Uberglauben sc.) wie schon vor der Revolution.

Ueber Trunksucht und Unkeuschheit werden besonders aus Bauerngemeinden mehr Klagen laut als früher. So häufig bereits religiöse Gleichgültigkeit ist, so selten findet sich doch noch erklärter Unglaube. Aus Allem aber möchte hervorgehen, daß die Revolution keinen durchgreifenden Umschwung unserer religiösen und sittlichen Verhältnisse bewirkt hat. Manches ist seither schlimmer, Manches besser geworden, doch nirgends in hohem Grade und durchaus nicht allgemein.

Ziehen wir vielmehr unsere Zeit zur Vergleichung herbei, so möchten uns jene drei Perioden, die wir unterschieden haben, ihr gegenüber als eine einzige erscheinen. Welche Umwälzung hat seit jener Zeit in unserm ganzen Kanton stattgefunden! Die Bewegung der Dreißigerjahre, die Gründung einer Universität, die Neorganisation des Schulwesens, die totale Veränderung aller Verkehrsverhältnisse, der größere geistige und materielle Verkehr mit dem Ausland, der Aufschwung des Buchhandels und der Tagespresse, dann die demokratische Umwälzung der Sechzigerjahre und die neue Bundesverfassung — wie mächtig hat all' das eingewirkt auf das religiös-sittliche Leben unsers Volkes!

Groß ist die Versuchung für den Verfasser, auf diesen Gegensatz von einst und jetzt auch noch etwas einzutreten und mit kurzen Zügen dem Bild der Vergangenheit das der Gegenwart gegenüberzustellen. Allein der objektiven, geschichtlichen Darstellung soll hier nicht noch eine subjektive Betrachtung angehängt werden. Ohne Zweifel wird der Leser in Gedanken selber eine solche Vergleichung unternehmen.

Nur auf Eines darf wohl kurz hingewiesen werden: Der Wohlthätigkeitsgeist war ja, wie wir hörten, von jeher unserm Volke eigen und blieb ihm eigen in allen Zeiten. Der rechte Liebesgeist aber erwachte doch erst in unserm Jahrhundert. Man lese eine Beschreibung des zürcherischen Buchthauses aus den letzten Jahren (1781) und lasse sich von dessen Geistlichem (Pfr. Klauser) über die Einrichtung desselben erzählen — man schaudert, was für eine Schule des Lasters das war und wie wenig für sittliche Hebung, ja auch nur Bewahrung der Verbrecher gethan wurde. Sehen wir dagegen die in unserm Jahrhundert, vorwiegend seit den Dreißigerjahren, entstandenen gemeinnützigen Anstalten und Vereine: Die Spitäler für Große und Kleine, die Irrenheilanstalten, die Anstalten für verwahrloste Kinder, für Blinde, Taubstumme, Schwachsinnige, Gefallene, die vielen Vereine für Arme, für entlassene Sträflinge, für innere und äußere Mission, für zerstreute Protestantenten, die Speiseanstalten &c. &c. — so muß uns doch das Herz im Leibe lachen vor Freude über das, was

christliche Liebe in unserm Jahrhundert geschaffen hat und noch immerfort schafft.

Möge denn der Leser mit dem Verfasser den Eindruck davontragen, daß zwar heute im Vergleich mit den geschilderten Jahrzehnten dies und jenes schlimmer, dies und jenes aber auch besser geworden ist, und daß es daher ebenso Unrecht wäre, einseitig über die entschwundenen „guten alten Zeiten“ zu klagen, wie sich mit den Fortschritten unsers Jahrhunderts zu brüsten! Groß ist oft bei Manchen die Versuchung, an unsern gegenwärtigen, kirchlichen und sittlichen Zuständen zu verzweifeln und Alles schwarz zu sehen, um so größer, je schöner man sich die Vergangenheit ausmalt; möge das naturgetreue Bild, das auch die Flecken nicht vergibt, den Leser um so mehr wieder ermutigen, an seinem Theil für Belebung des religiösen und sittlichen Sinnes zu Stadt und Land fröhlich Hand anzulegen und voll Gottvertrauen in die Zukunft zu blicken! Was einst unser Zwingli gesprochen, bleibt heute noch wahr: „Gott ist alt, aber nicht frank, hat uns noch Kraft und Raths genug!“

---